



Inhalt:

Editorial & Impressum	4
Africa-Festival – eine Art Vorspann	6
Mehrbettzimmer statt Einzelausstellung	8
Völlig denormalisiert	11
Friedrich Schiller thrillt	14
Trefflich unzeitgemäß, nicht unbedingt daneben	17
Bildende Künstler fordern Ausstellungsvergütung	20
xyeahx – Außen- und Innenansichten	23
Der Mann mit den Steinen	26
Wie Lebenswege zu Leidenswegen wurden	28
Short Cuts & Kulturnotizen	30

Schmelz-Fotodesign
Bilder für Menschen

Wir für Sie – Sie mit uns

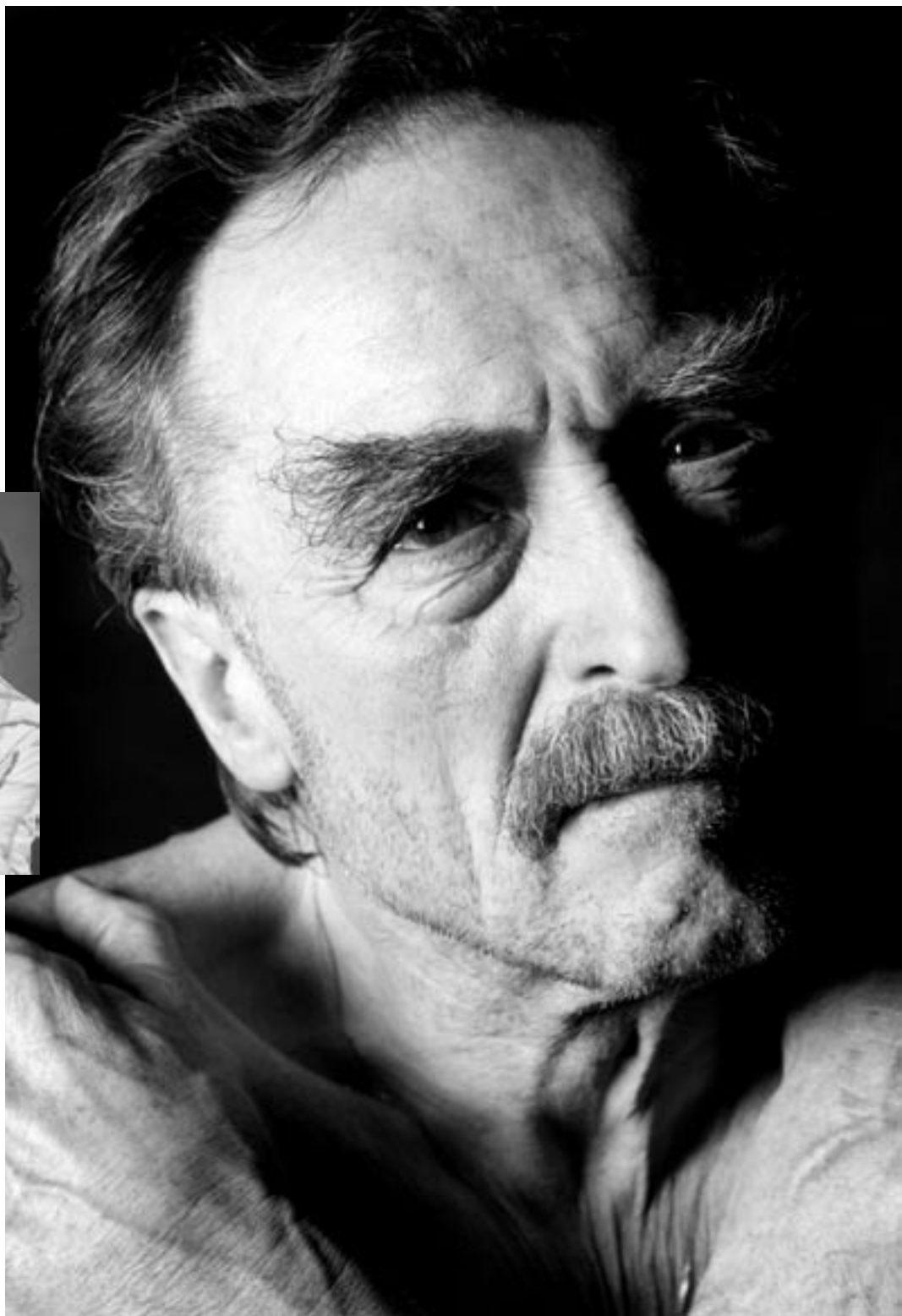
Portrait
Akte
Mode
Setcards
Werbung



Schmelz-Fotodesign

Norbert Schmelz
Schiestlstr. 16
D-97080 Würzburg
0931-2999073
0170-9942658

info@schmelz-fotodesign.de
www.schmelz-fotodesign.de



CaSal Tierskulpturen

Atelier

Angelica Saalmüller

Obere Neue Gasse 7

97316 Kitzingen-Et washausen

Tel. 01 70 / 6 30 58 00



Kannst Du mir mal
Deine Nummer geben?

Bedaure,
die lese ich
gerade selber!

**Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Kulturschaffende und -interessierte,**

der hier skizzierte Dialog findet so wohl tagtäglich statt: in Würzburg, um Würzburg und um Würzburg herum.

Die **nummer** hat mittlerweile ihren festen Platz in der hiesigen Kulturszene eingenommen als unabhängiges Organ. Dennoch gibt es nach wie vor Verbesserungsmöglichkeiten – warum das immer wieder Thema im Editorial ist, liegt auch daran, daß wir (die Macherinnen und Macher) Sie (die Leserinnen und Leser) an dieser Stelle ganz direkt ansprechen können. Was nicht heißt, daß nicht auch der Rest der Zeitschrift ansprechend sein soll ...

Diesen Monat haben wir uns etwas Besonderes einfallen lassen: Neben der regulären Auflage von 1500 Exemplaren im gesponserten Mintgrün erlauben wir uns, das erste kleine Jubiläum (fünf Ausgaben, eigentlich ja sechs) mit einer nummerierten Sonderauflage in dezentem Silber-Cover zu feiern. Diese Auflage von 150 Exemplaren liegt nicht gratis aus, sondern kann für € 5.- je Exemplar (zuzügl. € 1.50 für Versand und Verpackung) bei uns direkt bestellt werden.

Aber Achtung: Die Mitglieder des Kurve e.V., der die **nummer** herausgibt, erhalten, ebenso wie die Abonnenten, zu ihrem »normalen« Heft als Treue-Bonus ein Heft der limitierten Auflage dazu – das beschränkt die Sonderauflage zusätzlich, so daß nicht mal mehr die Hälfte dieser Ausgabe auf Anforderung vergeben wird. Hätten Sie also Ihre Trägheit überwunden und das Aboformular, das seit Monaten ausgefüllt auf Ihrem Schreibtisch liegt, auch abgeschickt, dann bräuchten Sie sich jetzt nicht den Kopf zerbrechen, wie Sie noch eines der wenigen Sonderhefte bekommen können.

Wir wollen Ihnen hier einen Tip geben: Alle Heft-Bestellungen wie auch Neu-Abonnements werden in der Reihenfolge ihres Eingangs berücksichtigt, allerdings versenden wir erst ab dem 15. Mai – also gut zehn Tage nach Erscheinen der regulären Ausgabe. Und: Wir bedienen zuerst die Neu-Abonnements, danach die Einzelheftbestellungen in der Reihenfolge ihres Eingangs in der Redaktion nach dem »first come, first served«-Prinzip: Ist die Auflage vergriffen, dann bleibt sie vergriffen – ein Anspruch auf Erhalt eines Sonderheftes, z. B. durch ein Neu-Abonnement, besteht nicht, wenn die Zahl der Bestellungen über der verfügbaren Hefte liegt.

Worauf warten Sie also?

Editorial

Zurück zum Kulturgesehen: Die Festival-Saison ist bereits angelaufen – kaum daß der Schneematsch in der Landschaft den ersten zarten Blüten weicht, treibt es Veranstalter, Künstler und Besucher hinaus ins Grüne (wahlweise auch Asphaltierte oder Betonierte).

Kunstmärkte, Festivals, Konzerte, Theatervorführungen oder sonstige Events – gerne auch in Mischform – machen sich im Kalender breit und buhlen um die potentiellen Besucher. Wer trägt die Schuld daran, daß letztere aufgrund der Reizüberflutung nur noch mit einem »schneller–höher–weiter«-Programm zu locken sind?

Aber es ist auch die Jahreszeit für die vielen kleinen Events abseits des Trubels – z. B. könnte sich eine undichte und ungenutzte Scheune zum Präsentieren zeitgenössischer Kunst eignen, wenn auch nur für einen Tag. Grillgut wird selbst mitgebracht, und schon wird das Leben, zumindest das kulturelle, wieder nuancenreicher ...

Nuancenreich präsentiert sich Ihnen auch wieder die aktuelle **nummer**: mal rauchverhangen, dann wieder schillernd. So ist aber nunmal auch das Leben – in Kultur, um Kultur und um Kultur herum.

Jochen Kleinhenz

nummer

herausgegeben vom **Kurve e. V.** –
Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Druckauflage: 1 500 + 150

Kontakt

nummer c/o kleinesgrafischesbuero
Frankfurter Straße 5 · 97082 Würzburg
Tel.: 09 31 – 2 87 96 20 · Fax: – 2 87 96 21
mail@nummer-zk.de

Redaktion

Jochen Kleinhenz (V. i. S. d. P.), Angelika Summa, Wolf-Dietrich Weissbach (wdw)

AutorInnen, red. Mitarbeit Für die Inhalte der Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich:

Pat Christ, Marion Eberl, Helmut Klemm, Berthold Kremmler (bk), Manfred Kunz (maz), Emil Mündlein, Achim Schollenberger (akimo)

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe Pantone 346, gesponsert von Joachim Koch

Layout & Satz, Internet
kleinesgrafischesbuero

Anzeigenpreisliste 5.2005

Anzeigenbetreuung: Verena Schnitzler
anzeigen@nummer-zk.de

	Künstlerportfolio:	
€ 150	Ganze Seite	160 x 205
€ 200	Anschnitt	186 x 246
	Short Cuts:	
€ 70	Viertelseite	77,5 x 100
€ 120	Halbe hoch	77,5 x 205
€ 120	Halbe quer	160 x 100
€ 200	Ganze Seite	160 x 205
€ 240	Anschnitt/U4	186 x 246

alle Maße: Breite x Höhe in mm
MwSt. nicht gesondert ausweisbar

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100	HKS-Farbskala
€ 125	Pantone-Farbskala

MwSt. nicht gesondert ausweisbar

€ 48	Mitgliedschaft im Förderverein kurve e.V.	12 x 1 Heft
€ 36	Jahresabonnement	12 x 1 Heft
€ 36	Geschenkabonnement	12 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	12 x 2 Hefte
€ 100	Superabonnement	12 x 4 Hefte

MwSt. nicht gesondert ausweisbar
Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate, wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Unverlangt eingesandte Manuskripte sind ausdrücklich willkommen, können aber nicht zurückgesandt werden.

www.nummer-zk.de

Limitierte Auflage mit Silbercover

Nummer: _____ / 150



Africa-Festival – eine Art Vorspann

Sachliche Kritik bedarf einer soliden Grundlage in Antipathie, Aversion, Vorurteilen und z. B. Neid, und so sich all das noch um eine über jeden Tadel erhabene Persönlichkeit schlingen läßt, soll man getrost ans Werk gehen.

In Sachen Africa-Festival gibt der Prinzipal des Events, Stefan Oschmann, dafür eine

gute Figur ab. Man findet ihn meist im VIP-Bereich, er kommt aus wohlhabenden Hause, ist verheiratet und Sexualtherapeut, hat sogar schon ein Bundesverdienstkreuz, und er kennt Miriam Makeba persönlich. (Daß er journalistische Kritik an seinem Festival gerne schon im Keim zu ersticken trachtet, etwa durch persönliche Intervention in diversen Redaktionen gegen einzelne Mitarbeiter, das sehen wir ihm nach. In puncto Meinungsfrei-

heit sind wir längst nicht mehr kleinlich.) Dennoch verzichten wir auf eine kritische Vorbetrachtung des 17. Africa-Festivals und erzählen lieber eine kleine Geschichte: Es war einmal eine Eröffnungsveranstaltung eines Africa-Festivals in Würzburg. Gar nicht lang her. Viele Gäste waren angereist aus fernen afrikanischen Ländern. Kulturminister. Botschafter. Sogar Stammesfürsten sollen in ihrer landestypischen Kleidung unterge-



mischt gewesen sein. Die mußten natürlich alle – nein, nicht alle: nur die wirklich Wichtigen – aufs offizielle Pressefoto. Es gehört sich, daß unter einem Pressefoto – vom Feature abgesehen, wo darauf schon mal verzichtet werden kann – auch die Namen der Abgebildeten genannt werden. Also zum Beispiel: »Würzburgs Oberbürgermeisterin Pia Beckmann, der Prinzipal Stefan Oschmann, und ...« als Fotograf konnte man

in dem Durcheinander gar nicht alle nach ihrem Namen fragen, also vertraute man darauf, daß die Organisatoren einem würden helfen können. Fehlanzeige. Vielleicht hätte man den Namen des Ministers nach eindringlichem und hartnäckigem Anfragen noch halbwegs hinbekommen. Aber selbst die Presseverantwortlichen des Festivals wie auch das Presseamt der Stadt zeigten sich überfordert: Niemand hatte sich

die Mühe gemacht, die Namen der hochrangigen, afrikanischen Gäste ... Warum auch, es ging ja nur um ein Bild (das dazu passende Shakespeare-Zitat fällt mir vermutlich nicht mehr ein). Ob ich jetzt wohl noch eine Pressekarte bekomme?

Wolf-Dietrich Weissbach

Szene im Havanna-Club beim Africa-Festival 2003.

Foto: Weissbach

Mehrbettzimmer statt Einzelausstellung

Als Künstler träumt man davon. Man wird eingeladen, um an einer Weltausstellung teilzunehmen, macht sich ans Werk, malt, ist stolz auf das, was man geschaffen hat, und kann sich durchaus Hoffnungen machen auf eine Laufbahn als anerkannter, erfolgreicher Künstler. Alles scheint gerichtet. Dann, vor der Eröffnung der Weltausstellung, fällt man aus allen Wolken mitten in einen Alptraum. Nichts ist es mit Händeschütteln und Schulterklopfen, den Glückwünschen zum gelungenen Werk. Man muß die Heimat verlassen und findet sich wieder einer zentralen Aufnahmeeinrichtung für Migranten und Flüchtlinge. Zirndorf statt Addis Abeba, Bayern statt Äthiopien. Mehrbettzimmer statt Einzelausstellung.

Die Eröffnung des äthiopischen Pavillons auf der Expo 2000 in Hannover fand ohne den zuvor eingeladenen Künstler Sisay Shimeles statt.

Der Künstler hatte nicht bedacht, daß Kunst und Politik andere Interessen verfolgen. Seine großen, monumentalen Wandbilder zeigten nicht nur das erwartete, positive Bild seines ostafrikanischen Heimatlandes. Sisay Shimeles wollte neben den reichen, kulturellen Facetten auch die dunklen Seiten der äthiopischen Geschichte wie Armut, Hunger und Bürgerkrieg nicht aussparen und das wahre Gesicht eines der ärmsten Länder der Welt zeigen. Die Konsequenz: Die Expo-Verantwortlichen seines Landes hatten dem politisch unerfahrenen Maler klargemacht, daß solche Darstellungen unerwünscht sind, an Landesverrat grenzen und daß Schwierigkeiten auf ihn warten würden. Sisay Shimeles zog es darauf vor, politisches Asyl in Deutschland zu beantragen. So wurde er um den größten Augenblick seiner bis dahin hoffnungsvollen Karriere gebracht.

Bereits in seiner Kindheit zeigte der 1975 in Goba geborene Sisay Talent für das Künstlerische, und als Sohn eines Arztes hatte er auch die besten Perspektiven. Künstler wollte er werden. Er gehörte zu den 20 Glücklichen, die unter 600 Bewerbern ausgewählt wurden, um an der School of Fine Arts & Design in Addis Abeba

studieren zu dürfen. Die Professoren hielten große Stücke auf ihn. Er bekam öffentliche Aufträge für Wandgemälde in Verwaltungsgebäuden und Hotels der Hauptstadt. Und er gewann kurz vor Beendigung seines Studiums den Wettbewerb zur Ausgestaltung des Landespavillons auf der Expo 2000 in Hannover.

Seit fünf Jahren war er nicht mehr zu Hause. Zwangsläufig. Er vermißt seine Familie, aber immerhin konnte er seinen Bruder kürzlich



Foto: Akimo



sehen. Shimeles erzählt und malt dabei an einer kleinen Figur, einem afrikanischen Tänzer. Für zwei Tage hat er in einer kleinen Ecke des Versorgungszeltes, dem Treffpunkt für Sportler und Hungerige des Würzburger Stadtmarathons auf dem großen Parkplatz am Main, seine Staffelei aufgestellt, Bilder an die flattrigen Wände gehängt und kleine Engelmale auf einer Bierbank ausgebreitet. Ein Äthiopier malt für Äthiopien, aber nicht für die Mächtigen, sondern für »Menschen für Menschen«. Er unterstützt so die Würzburger Gruppe der Initiative von Karlheinz Böhms Äthiopienhilfe, die rund um das Würzburger Laufereignis eine Äthiopienwoche veranstaltet hat. Vom Erlös der verkauften Bilder gibt er etwas ab, um neben dem kulturellen Engagement auch eine kleine finanzielle Unterstützung zu leisten.



Vielleicht war es sogar Glück, daß er Zirndorf erst nach drei Monaten verlassen konnte, erzählt er weiter, denn auf der Expo waren ja auch »Offizielle« seines Landes, und etwas mulmig scheint es Sisay Shimeles auch noch heute zu sein, wenn er daran denkt. So kennt er die Expo 2000 nur durchs Fernsehen und aus der Zeitung. Während der Wartezeit malte er zwei Gemälde auf die Wände in der Cafeteria des Aufnahmelagers. Als er seine befristete Aufenthaltsgenehmigung bekam, war die Weltausstellung in Hannover vorbei.

Mittlerweile lebt er in Nürnberg, studiert dort Grafik-Design und malt. Ein paar Ausstellungen hat er bekommen können und bereits letztes Jahr in Würzburg

im Rahmen des Africa-Festivals vor Publikum gemalt. Ein Schlüsselwerk ist dabei entstanden, welches er wieder mitgebracht hat und eigentlich gar nicht verkaufen möchte. Es erzählt aus der Urgeschichte seines Landes. Der erste Herrscher soll der Überlieferung nach der Sohn der Königin von Saba und von König Salomon gewesen sein, die sich während eines Festmahls ineinander verliebten.

Geschichte, Gesellschaftskritisches und Tradition zeigen sich in den Bildern. Die landesübliche Kaffeezeremonie beispielsweise hat er in kräftigen Farben in seiner eigenen Formensprache umgesetzt. Der Glaube ist ihm wichtig. So werden auch die äthiopischen Talismane, die kleinen Engel, zu Bildertemen. Sie symbolisieren die göttliche Liebe, machen die Notwendigkeit von

Verständnis und Akzeptanz in einer Beziehung deutlich, sollen aber auch die Verbindung zwischen der Realität und der mystischen Welt für uns öffnen.

Sisay Shimeles hat sich in seiner neuen realen Welt in Deutschland eingelebt, wenn auch das Heimweh nach der Familie immer bleiben wird. Trotz der Geschehnisse um die Expo mit ihren gravierenden Konsequenzen ist er, so scheint es, ein fröhlicher Mensch. Er kann das tun, was er immer wollte, Bilder malen und so seine mystische Welt erforschen. Vielleicht bringen ihm ja die Engel Glück. Künstler können davon ja bekanntlich eine Menge gebrauchen.

Achim Schollenberger

Völlig denormalisiert

Hegel schnupfte Tabak während seiner Vorlesungen, Freud rauchte bis zu 20 Zigarren täglich, und Sartre ließ sich sogar mit einer brennenden Zigarette zwischen den Fingern für das »Time Magazine« portraituren. Er qualmte bekanntlich wie ein Schlot – am liebsten angeblich »Bastos«, auch Pfeife – und hat wie kaum ein anderer das Rauchen mit dem Habitus des Intellektuellen verflochten.

Daß er auch aufzuhören versuchte, muß nicht erst enthüllt werden. Sartre berichtet davon schon in seinem Werk »Das Sein und das Nichts«, in dem er von der höchsten Abstraktion bis in das Kaffeehaus hinunterstieg und über das Gebaren von Kellnern und auch über jenes »kleine Brandopfer« philosophierte. Dabei erkannte er, daß ihm weniger der Geschmack des Tabaks als die Handlung des Rauchens abging. Sie hatte nahezu all seine Aktivitäten begleitet, jede neue Erfahrung umhüllt, so daß er sich sorgte, sein Leben werde verarmen, wenn er der Welt nicht mehr rauchend begegnen konnte. Er mußte deshalb eine »Entkristallisation« vornehmen, den Tabak darauf reduzieren, »nur noch er selbst zu sein«. Sartre: »Ich zerschnitt seine symbolischen Bindungen zur Welt.«

An solche Einsichten knüpfen allenfalls noch Entwöhnungsprogramme an. Sie lehren, das Rauchen aus dem alltäglichen Handeln herauszulösen und zu ersetzen – etwa durch Wasser trinken. Ansonsten zählt dieser Handlungs- und Bedeutungskomplex kaum noch. In der Politik gilt die Aufmerksamkeit den Kosten und der Erwartung, gleichzeitig die Ausgaben für die Gesundheit senken und die Einnahmen durch die Tabaksteuer erhöhen zu können. Dieses Kunststück zog jüngst sogar den Spott der Karnevalisten auf sich. Sie hatten bei einem der großen Umzüge einen Wagen mit zwei Parolen drapiert: »Rauchen gefährdet den Bundeshaushalt« – »Nicht rauchen gefährdet den Bundeshaushalt«.

Diese Paradoxie löst sich eindeutig zuungunsten der Raucher auf. Sie sehen sich zunehmend in die Illegalität getrieben. Rund 10 Prozent der konsumierten Zigaretten – in grenznahen Regionen bis 60 Prozent – sollen bereits unbesteuert sein. Dazu kommen fortwährend

Meldungen über die Ausweitung rauchfreier Räume. Das Ziel ist von der Weltgesundheitsorganisation fixiert worden: umfassender Nichtrauchererschutz. Es wird von der Bundesregierung unterstützt, der Nichtraucher-Initiative Deutschland zufolge aber nur halbherzig. Sie deklariert das Rauchen auf Plakaten als »Kindesmißhandlung« und hat im Kampf für eine »rauchfreie Gesellschaft« am 13. Januar die Gewerbeaufsicht in Berlin aufgefordert, den Nichtrauchererschutz nach § 5 der ArbStättV im Bundeskabinett durchzusetzen. Dort sind Raucher gesichtet und namentlich benannt worden.

Angesichts dieser Unduldsamkeit war es fast schon mutig, die Bühne des Theaters am Neuner Platz in Würzburg für einen Vortrag über das Rauchen freizumachen; als eher übermütig erwies sich dagegen der Versuch, gleichzeitig unterhalten, kulturgeschichtlich unterweisen und das Rauchen metaphysisch aus dem »Wesen des Menschen« ableiten zu wollen. Bereits die Einstimmung mit einer überlebensgroßen Projektion des Referenten Leonhard Richter, Privatdozent für Philosophie an der Universität Würzburg, mit sphärischer Musik und Bildern von elementaren Landschaften geriet etwas weihevoll; und auf den Vortrag reagierte das Publikum vornehmlich verhalten amüsiert darüber, daß man das Rauchen so hochjubeln kann. Nichtraucher haben sich nicht bemerkbar gemacht.

In der durchaus vertretbaren Absicht, die kulturellen Aspekte des Rauchens zumindest ahnen zu lassen, hatte Richter – ein bekennender Zigarrenraucher – seinen Auftritt wohl etwas überinszeniert und -instrumentiert. Er entwarf ein ziemlich atemberaubendes Szenario, nach dem die Bezähmung des Feuers und die Erfahrung der »Höhlegeborgenheit« zum Rauchen disponiert habe und die Raucher eine »Avantgarde« geworden seien. Dieser weit ausholende Gedankengang führte zum metaphysischen »Grund« des Rauchens und endete erstaun-

Nichtrauchertag

Am 31. Mai ist Nichtrauchertag. Er wurde 1987 von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) ausgerufen und wird seitdem jährlich an diesem Tag begangen.

lich banal. Man rauche, resümierte Richter, »weil es eben Spaß macht«. Das Rauchen sei »Selbstgenuß des Ich«, »Genießen in Reinform«, habe »keinen Adressaten außer dem Raucher selbst«.

Vom Passivrauchen wußte diese Plauderei zwischen höherem Jux und Tiefsinn wenig. Sie zielte punktgenau auf die Parole »Ich rauche gern« und könnte allenfalls gut 3 Prozent der Bevölkerung ab 15 Jahren ansprechen, die der Statistik zufolge »gelegentlich« und vielleicht mit Genuß rauchen. Fast 25 Prozent rauchen »regelmäßig«, oft seit vielen Jahren, meist mit schlechtem Gewissen, zwanghaft. Viele davon schätzen sich vermutlich als »Streßraucher« ein. Die meisten kennen auch die Risiken und haben oft schon mehrmals aufzuhören versucht, aber sie schaffen es nicht. 70 bis 80 Prozent der Raucher gelten als abhängig. Sie sind meist weit davon entfernt, das Rauchen noch genießen zu können.

Es scheint also weder der Genuß noch mangelnde Einsicht zu sein, was an das Rauchen fesselt, sondern doch das Nikotin. Dieser Wirkstoff macht angeblich schneller als Drogen abhängig und würde demzufolge ein Verbot rechtfertigen. Allerdings sind Drogen, Heilmittel und Genußmittel stets auch kulturell mit Bedeutung aufgeladen, sozial verankert und deshalb nicht beliebig undefinierbar. Die Grenzen zwischen ihnen verschieben sich nur langsam wie etwa beim Zucker, der den Nimbus als Genußmittel inzwischen verlor. Alkohol wird noch hartnäckig dem Nahrungsmittelkomplex einzuverleiben versucht; und Tabak hat »eine kulturelle Praxis etabliert, deren Deutungen zunehmend komplexer und heterogener wurden«, sagt Thomas Hengartner, Kulturwissenschaftler an der Universität Hamburg.

Er hat das Rauchen als »Totalphänomen« in letzter Zeit am besten verständlich gemacht und mit dem Historiker Christoph Maria Merki in den Büchern »Tabakfragen« und »Genußmittel« auf Defizite in der Debatte verwiesen. Sie sei zu sehr von der Medizin geprägt, meint Hengartner. Das war auch schon so, als die Tabakpflanze um 1500 nach Europa kam. Damals wurde sie zunächst als Heilmittel wahrgenommen. Argwohn und Polemik gegen das »Tabak sauffen« – das Verb »rauchen« war noch nicht geläufig – zog sie erst im späten 17. Jahrhundert auf sich. Da kam es zu Verboten und einem echten Raucherkrieg, in dem Köpfe abgeschlagen, Lippen aufgeschnitten wurden und aus dem

die Erfindung der Tabaksteuer herausführte. Damit war das »Teufelskraut« legalisiert, zivilisiert und als Genußmittel normalisiert.

Was als Genuß gilt, läßt sich aber gerade beim Rauchen nur schwer fassen. Es ist mehr als eine biochemische Reaktion, mehr als eine Empfindung, »geht über Gaumenfreuden hinaus«, schreiben Hengartner und Merki. Sie bezeichnen Genuß als »soziokulturelles Konstrukt«; das heißt, daß den Formen des Konsums Bedeutungen zugeschrieben und damit soziale Differenzen markiert werden. Das zeigt sich schon beim Rauchen von Zigarren deutlich. Es nahm zunächst demonstrativen und dann eher zeremoniellen Charakter an. Vor der bürgerlichen Revolution im 19. Jahrhundert wurde es als »liberale Dreistigkeit« empfunden, danach zunehmend als Inbild von Behaglich- und Behäbigkeit. In beiden Fällen wirkte die Zigarre integrativ und distinktiv – gemeinschaftsbildend und abgrenzend.

Anthropologisch oder gar metaphysisch dürfte bei den Genußmitteln also nicht viel zu holen sein. Sie haben – so Hengartner und Merki – »keine transhistorische Bedeutung«. Ihre Bewertung variere historisch, geographisch und sozial, zwischen legal und illegal, legitim und illegitim, werde »permanent ausgehandelt«. An die Zigarette lagerten sich sogar ganz neue Deutungen an – etwa erwachsen und emanzipiert zu sein – und ein Verhaltenstypus, der sich in die moderne Welt gut einzupassen scheint. Das kürzer getaktete Rauchen kann nun auch unter Anspannung nahezu jede Handlung begleiten, verzögern, unterbrechen, aufschieben und Handlungspausen mit Scheinaktivität auffüllen. Es bietet in jeder Lebenslage eine zusätzliche Option, die von Rauchern offenbar als Bereicherung oder Genuß verbucht wird – seit Freud aber auch als Zwang und Ersatz für die »Ursucht«.

Goethe sah im Rauchen eher ein Ärgernis: »eine impertinente Ungeselligkeit«, die man durch zeitweilige Separation in Rauchzimmern und Raucherabteilen aber noch einzuhegen hoffte. Auch Mäßigung galt aus medizinischer Sicht lange als ausreichend. Erst ab Mitte des 20. Jahrhunderts hat die Krebsforschung zu einer Umwertung geführt, die in der Diskussion um das Passivrauchen noch einmal eine Richtungsänderung erfuhr. Dabei setzten sich die Mediziner gegen die Verharmlosungsstrategie der Tabakindustrie durch. Sie haben laut Hengartner und Merki »eine nahezu unein-

geschränkte Deutungsmacht« gewonnen und den Blick so sehr auf Sucht und Risiko gelenkt, daß alle anderen Aspekte verstellt worden seien.

Der Tabakindustrie zufolge versuchten vor allem Pharmakonzerne, das Rauchen zur medikalisierten Krankheit zu machen. In dem Buch »Tabakfragen« warnt der Soziologe Peter Atteslander dagegen vor der Gefahr, daß Prioritäten von Kostenträgern im Gesundheitssystem definiert und Risiken dabei überbetont werden könnten. Vor allem im Hinblick auf das Passivrauchen registrieren die Kriminologen Michael Lindenberg und Henning Schmidt-Semisch eine »latente Überspanntheit des Risikoempfindens«. Das Ausmaß der Angst sei allein aus der Sorge um die Gesundheit nicht mehr zu erklären, schreiben sie in dem Buch; und auch Hengartner hält es für möglich, daß sich ein insgesamt gesteigertes Risikobewußtsein eher stellvertretend an den Rauchern festmacht – vielleicht weil sie so leicht greifbar sind.

Der Rat von Atteslander, Risiken nicht um jeden Preis vermeiden zu wollen, sondern vernünftig damit umzugehen, kommt vielleicht schon zu spät. Die »Denormalisierung« des Rauchens – so Hengartner – ist jedenfalls weit fortgeschritten und tendiert zur Stigmatisierung. Diesem Druck können sich wahrscheinlich nicht viele entziehen, denn am Horizont winkt bereits die Frage, ob Raucher überhaupt noch Arbeitsplätze erhalten und Wohnungen mieten können oder nur noch Bilder von ihnen überleben: etwa von Freud, Brecht und Sartre, dessen 100jähriger Geburtstag am 21. Juni ansteht, und nicht zuletzt von dem in Würzburg geborenen Schriftsteller Leonhard Frank.

An ihn erinnert eine Gedenktafel an der Einfriedung der Deutschhaus Kirche in der Zeller Straße – unweit von Franks Geburtshaus. Sie wurde von der Würzburger Malerin Renate Jung entworfen und hält das Rauchen als charakteristische Geste des Schriftstellers in Bronze fest – politisch zunehmend unkorrekt und deshalb tendenziell einzigartig.

Helmut Klemm

Eine kürzere Version des Textes ist am 14. April in der FAZ erschienen.

Die Rauchkultur liegt in den letzten Zügen.

Foto: Weissbach



Friedrich Schiller thrillt

»Kabale und Liebe«-Inszenierung in der Würzburger Werkstattbühne





Schillertexte und Schillersprache für die moderne Theaterbühne aktualisieren – Hermann Drexler ist dieses Wagnis in seiner Inszenierung von »Kabale und Liebe« in der Würzburger Werkstattbühne bravourös gelungen. Drexlers Schiller packt und bewegt. Drexler läßt Schiller »thrillen«.

Der Wahnsinn einer zerstörten Liebe, entlang dieser gedanklichen Hauptschlagader inszeniert Drexler das mit Drastik und Dramatik nicht geizende »Trauerspiel« um die Bürgerliche Luise Miller und den Präsidensohn Ferdinand von Walter auf der von Markus Czygan eingerichteten Schachbrett-Bühne. Was das Ensemble um Drexler bietet, kann mit jedem TV-Thriller mithalten. Eine Prise Kitsch, eine Spur unvermeidlichen Pathos' eingeschlossen.

Packend bis zur letzten Minute ist »Kabale und Liebe« à la Drexler aber nicht nur wegen der »Action«, die das Liebespaar Luise und Ferdinand auslöst; Schillers 1783 – damit ein Jahr nach den »Räubern« – verfaßtes Sozialdrama, das der Dichter im Arrest entwarf, bleibt nicht zuletzt durch den Fingerzeig darauf aktuell, daß sich die politischen Postulate über die Jahrhunderte hinweg nicht gravierend geändert haben. Es geht zu allen Zeiten und bis heute um Macht und Machterhalt, und jedes Opfer ist den Mächtigen Recht, wenn nur ihr Einfluß nicht schwindet. Die Liebe zwischen Luise und Ferdinand würde niemanden kratzen, käme sie nicht unglücklicherweise den Plänen der Tyrannen ins Gehege; weil sie die Pläne der Mächtigen durchkreuzen, werden die Verliebten mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln der Gewalt bekämpft.

Was in Schillers Stück am herzoglichen Hofe und zu Schillers Lebzeiten am Württembergischen Hof unter Herzog Karl Eugen vor sich geht – ebenso funktioniert moderne Staatsgewalt, genauso funktioniert Weltmacht. Menschen bleiben auf der Strecke, wenn die Mächtigen ihre Intrigen spinnen. Menschen, das sind: Väter, Freunde, Verliebte. Und auch wenn Heiratspolitik heute hierzulande keine Rolle mehr spielt, auch wenn Mätressen nicht mehr Mätressen heißen, die Prinzipien der Macht stimmen noch immer.

Am aktuellsten freilich ist das Thema des Schmerzes über die Unmöglichkeit der Sehnsuchtserfüllung. Wobei sich Drexler nicht mit dem Heraufbeschwören einer wahren, großen Liebe begnügt, sein subtiler Blick richtet sich gerade auch auf die Ambivalenzen, die Fragwürdig-

keiten der Liebe zwischen Luise und Ferdinand. Geht es den beiden wirklich einzig um die unsterbliche Liebe – oder ist Ferdinands Liebesleidenschaft nicht auch zu einem großen Teil von grundsätzlicher Opposition gegen den Vater, ist Luises Liebe nicht von naiven Jungmädchenfantasien gespeist?

Mehr oder weniger ambivalent ist jede Figur in Drexlers hervorragend besetzter Inszenierung, vom tragischen Liebespaar Luise und Ferdinand angefangen bis hin zu Hofmarschall von Kalb (Bodo Koch), einem windigen Burschen, der es als eine Art extravaganter Hofnarr versteht, aus Unregelmäßigkeiten rund um des Herzogs Nachttopf daseinslegitimierende Haupt- und Staatsaktionen zu machen. Oskar Vogel, Präsident von Walter in schwarzer Lederjacke, gefällt vor allem in den Brutalo-Szenen, während ihm die verlogene Weichheit, mit der er seinem Sohn scheinbar bei seiner Liebeswahl entgegenkommt, nicht mit dem notwendigen Zynismus gelingt. Britta Schramm schillert als alkoholabhängige Lady Milford, die sich einerseits anrühren läßt von der Menschenverachtung am Hofe des Herzogs, andererseits Luise brutal bedroht; Stephan Ladnar gibt einen Haussekretär Wurm, wie er zwar fieser nicht sein könnte, dessen Machtgier sich jedoch unzweifelhaft auf Minderwertigkeitsgefühle gründet.

Brillant auch Norbert Straubs Stadtmusikant Miller, der in merkwürdig ambivalenter Haltung (ist er Vater oder Verliebter?) zu Luise steht und sich von seinen Zornesaufwallungen so weit treiben läßt, dem Potentaten von Walter die Türe zu weisen. Julia Henning kommt als Millers frustrierte, ewig Kaffee trinkende Frau scheinbar eine Nebenrolle zu, wobei sie, lieblos behandelt von ihrem Mann, von der Tochter so gut wie ignoriert, erst deutlich macht, daß keineswegs alles glänzt in Millers frommen Hause. Carolyn Baczyk schließlich zieht als Luise vom ersten bis zum letzten Bühnenmoment in Bann, Christian Volls Ferdinand, im Spiel ungleich älter als sie, erscheint vor ihrer Kulisse als leichtfertiger, noch reichlich unreifer Junge voller kühner Pläne, voller Trotz und Temperament – aber der ernstesten Lage nicht wirklich gewachsen.

Der Einbruch der großen Politik ins Private, das ist Drexlers Thema, das sich damals auf den Machterhalt am Hofe, das sich vor 90 Jahren auf den Ersten, vor 65 Jahren auf den Zweiten Weltkrieg und heute auf die Brutalität der – unter dem Harmlosbegriff »Globalisierung«



gepackten – Okkupation des Weltmarktes beziehen läßt. Der Mensch ist so lange frei, so lange er denen, die an der Macht sind, nicht in die Quere kommt. Der Mensch muß so lange leiden, so lange die Strukturen der Macht nicht prinzipiell in Frage gestellt werden.

Im Schillerjahr werden die Themen Schillers wieder akut. Das Leid der Menschen steigt durch die Pervertierung der Macht – diesmal nicht die der unersättlichen Politik, sondern die der unersättlichen Wirtschaft. Heute sind es keine herzoglichen Heiratspläne, die Liebe zerstören, heute heißen die Prozesse, die Menschen auseinanderreißen, zum Beispiel »Freisetzung« oder »Flexibilität«.

Pat Christ

Weitere Vorstellungen von »Kabale und Liebe«:
6.–8., 11. & 13.–15. Mai.
Karten unter Tel.: 0931/59400.



Trefflich unzeitgemäß, nicht unbedingt daneben

Ob die Werkstattbühne Schillers Jugendwerk »Kabale und Liebe« in Szene gesetzt hätte, wenn der Dichter nicht am 9. Mai allein – obwohl er doch im letzten Lebensabschnitt, wie das Klischee behauptet, alles mit Goethe gemeinsam machte – zu sterben hat, wenn auch vor 200 Jahren, sei dahingestellt. Denn selbst für halbwegs deutliche Bezüge zur aktuellen Wirklichkeit braucht es schon eine Brechstange.

Das Standesdenken, die im 18. Jahrhundert vor allem im deutschen Raum erstarrte Standesgesellschaft, hat sich mittlerweile historisch erledigt – na, gut: Bayern! Also: weitestgehend. Und der Schiller'sche Aufschrei gegen Tyrannenwillkür, Ausbeutung, Unterdrückung, gesellschaftliche Vorurteile, wiewohl einst mutig, obgleich auch in diesem kühnsten Stück der Sturm und Drang-Periode der Fürst selbst nicht angegriffen wird, sondern seine Statthalter, Agenten und Ratgeber die Bösewichte sind, der Schiller'sche Aufschrei belustigt heute eher, als daß er zum ernsthaften Nachdenken anstachelt. Die Mächtigen und Reichen sind schlecht

und schrecken vor nichts zurück, ihre Macht und ihren Reichtum zu erhalten und zu mehren. Das wußten wir schon (und bekommen es derzeit vom SPD-Denker Müntefering – völlig überraschend – in Erinnerung gerufen), nur hilft dieses Wissen uns wenig. Gesellschaftliche Mißstände lassen sich nun mal nicht damit beseitigen, daß die Bösen angehalten werden, doch bitteschön weniger böse zu sein.

Unser System, also das, was – beschönigend gesagt – auch für die kleinen und großen Intrigen, an denen wir mehr oder minder alle als Täter und Opfer beteiligt sind, verantwortlich gemacht werden könnte, wäre auch nicht mit der Liquidation einiger auffälliger Übeltäter zu verändern. Neuerdings wird es gerne als eine riesige Maschine beschrieben, die alles frißt und aus allem Gewinn schöpft. Von vollen Auftragsbüchern profitieren die Aktionäre, von Entlassungen wegen Auftragsmangels profitieren nicht minder die Aktionäre; Chemieunternehmen verschmutzen die Umwelt und verkaufen gleichzeitig die Technolo-

gien, um die Verschmutzung wieder zu beseitigen; die Bedrohung durch Terroristen ist ein gefundenes Fressen für Sicherheitsfirmen usw.

Wie die Logik dieses Systems vernünftig gestört werden könnte, das scheint im Moment niemand zu wissen. Und ganz gewiß hilft das Strickmuster des 1783 in Oggersheim und Bauerbach bei Meiningen geschriebenen und 1784 in Mannheim mit großem Erfolg uraufgeführten Stückes nicht weiter.

Freilich kann man unterstellen, daß die Werkstattbühne mit der Inszenierung des bürgerlichen Trauerspiels nicht die Welt zu verändern glaubt. Nur, was will es dann? Unterhaltung? Mal wieder in Klassik gemacht? Und was soll die verschämt-drastische Modernisierung? Ferdinand dosiert sein Gift aus einem Plastiktütchen, bedroht seine Liebste mit einer Sechsschußpistole, Hofmarschall von Kalb kokst, Luise klimpert englische Folkmusik, die Schergen des Präsidenten kommen daher wie die Killer aus amerikanischen Thrillern, und der Haussekretär Wurm trägt vermutlich einfach einen Anzug aus irgendeiner Schulz'schen Kafka-Produktion auf.

Lady Milford – in früheren Produktionen des Hauses wäre sie mit erregendem Nichts, statt zweier schwarzer Zensurbalken, unter ihrem Gazekleidchen aufgetreten, weil man das Schiller'sche Gespür für Bühneneffekte weitergedacht hätte – hat dem Aktualisierungsbemühen allerdings Tribut zu zollen.

Die vermutlich schwierigste Rolle des aufgefrischten Stückes bleibt eben deshalb eher in der Mitte des Schwarz-Weiß-Schemas – sie ist nicht verführerisch genug, nicht betrunken genug, nicht moralisch genug und nicht ich-süchtig genug.

Apropos Schwarz-Weiß: Die Figuren leben auf einem Schachbrett, in einem Spiel, das im Patt endet. Als Gedankenspiel im strengen Sinne kann man die Inszenierung in der Tat durchgehen lassen. Wenn man so will, sogar ein Gedankenspiel mit Fantasy-Qualitäten, in dem es beiläufig um Macht und ihre Auswirkung auf das private Glück geht, im Ernst aber um ein Wunschbild von Liebe. Die große, reine Liebe bis in den Tod entpuppt sich als einem repressiven System verdankt, das noch keine Zwischentöne kennt, sondern deutlich trennt zwischen Gut und Böse, unschuldig und verdorben, korrupt und naiv.

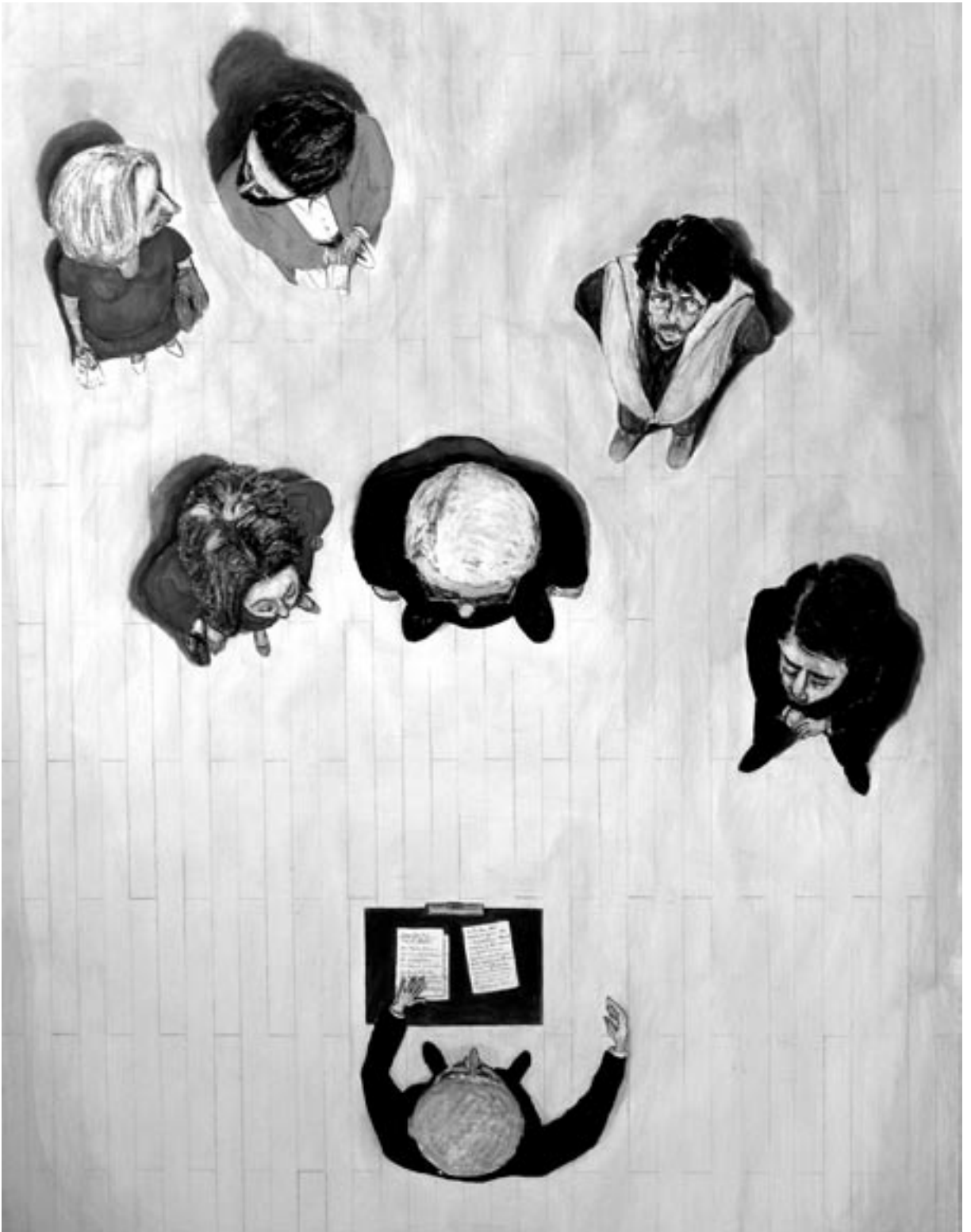
Es scheint am ehesten diese keineswegs zu verklärende, mitunter gar gefährliche (um nicht das abgegriffene Modewort »faschistoid« zu bemühen) Sehnsucht nach klaren Verhältnissen zu sein, die das Trauerspiel heute bedient, und – weil nicht stimmig von Hermann Drexler modernisiert (Regisseur Michael Thalheimer hatte 2002 am Thalia-Theater in Hamburg das Stück dagegen gänzlich im Mafia-Milieu angesiedelt) – zumindest in die Nähe von trendigen Fantasy-Produkten rückt. Dies vor allem, wenn die Verlierer des Stückes nicht erkannt oder wenigstens erspürt werden.

Und das sind nicht Luise und Ferdinand, die kriegen sich ja am Ende (im Himmel) und gegen den Willen ihrer Väter. Auch nicht Präsident von Walter und sein schriller Hofmarschall von Kalb: Die sind so zeitlos, daß sie gar nicht recht existieren. Auch Luisens längst ausgestorbene Eltern können schwerlich als die eigentlichen Verlierer gelten, obwohl sie durchaus etwas Mitleid verdienen.

Die eigentlichen Verlierer sind die einzigen, bereits von Schiller als moderne Menschen, als Mitglieder der sich abzeichnenden bürgerlichen Gesellschaft angelegten Lady Milford und Haussekretär Wurm, die Angestellten, die Emanzen, bisweilen die Geschäftsführer und die Premiumfrauen, wie sie im Publikum sitzen könnten. Wenn auch mit graduellen Unterschieden, die nur die Spannweite der Phänotypen des Bürgers verdeutlichen – abgestiegen oder aufgestiegen –, haben Lady Milford und Sekretär Wurm die Logik des Systems so verinnerlicht, daß sie sogar, jeder für sich, gnadenlos gegen sich selbst intrigieren. Sie allein sind Trauerspiel genug, insofern sie das, wonach sie sich sehnen, im selben Atemzug mit aller Macht zerstören: Liebe. Lady Milford zu Ferdinand; Sekretär Wurm zu Luise. Das rechtfertigt hinlänglich, »Kabale und Liebe« wieder einmal auf die Bühne zu bringen, dann reicht's aber auch mit Schiller.

Wolf-Dietrich Weissbach





Akimo: »Die Laudatio« - Mischtechnik auf Papier (100 x 70 cm), 2000

Bildende Künstler fordern Ausstattungsvergütung

Berlin ist immer eine Reise wert. Auch und besonders dann, wenn man einen Termin im Bundesjustizministerium hat. Die Einladung zur Diskussion mit Alfred Hartenbach, dem Parlamentarischen Staatssekretär von Bundesjustizministerin Zypris, kam aufgrund eines Gespräches mit Walter Kolbow, dem Würzburger SPD-Abgeordneten und Parlamentarischen Staatssekretär beim Bundesministerium der Verteidigung, in dessen Würzburger Wahlkreisbüro in der Semmelstraße zustande. Kolbow, selbst kunstinteressiert, wie er sagte, fand das Thema »Ausstattungsvergütung für Bildende Künstlerinnen und Künstler« wichtig genug, und vermittelte den Kontakt mit dem Juristen.

Rückblende: Eine zeitlang sah es doch tatsächlich so aus, als hätte die 30 (!) Jahre alte Forderung der Gewerkschaft ver.di (früher IG Medien), der sich mittlerweile auch der Deutsche Künstlerbund und der Bundesverband Bildender Künstler (BBK) angeschlossen haben, eine Ausstattungsvergütung für Künstler im Urheberrecht festzuschreiben, Aussicht auf Erfolg. In den Koalitionsvereinbarungen von SPD und Bündnis 90/ Die Grünen war noch von Ausstattungsvergütung die Rede. Nun hat aber Justizministerin Brigitte Zypris im Sommer 2004 – man erinnere sich an die seitengroßen, teuren, polemischen Zeitungsanzeigen von Verlegern und Kunst-Verwertern gegen eine Änderung des Urheberrechts – das Thema Ausstattungsvergütung nicht mehr in das Gesetzgebungsverfahren zur Änderung des Urheberrechts einbezogen, was seitens der Künstlerschaft auf Unverständnis gestoßen ist.

Nur etwa vier Prozent der Bildenden Künstlerinnen und Künstler können ausschließlich von ihrer Arbeit leben. Die anderen 96 Prozent halten sich oft unterhalb der Sozialhilfegrenze über Wasser. Die Künstlersozialkasse errechnete im Jahr 2004 ein durchschnittliches Jahreseinkommen von 10 545 Euro. Damit steht diese Sparte am untersten Ende der Einkommensskala von Kreativen. Dieses magere Ergebnis hängt damit zusammen, daß Bildende Künstlerinnen und Künstler

– im Gegensatz zu Musikern etwa – für die Nutzung ihrer Arbeit kein Honorar erhalten. Überspitzt formuliert: Alle verdienen an der Ausstellung: Kuratoren und Kunsthistoriker, Vernissagenredner und Aufsichtspersonal, Druckereien, Versicherungen, die Post, die Journalisten, der Hausmeister und auch die Putzfrau. Nur der Künstler geht leer aus. Im Gegenteil: Er investiert nicht nur seine eigene Zeit und Energie (und die von mithelfenden Partnern und Freunden), macht den Transport und den Ausstattungsauflauf- und -abbau selbst, – mancherorts zahlt er sogar noch richtig teures Geld, um überhaupt ausstellen zu können (in Würzburg ist das *Spital* trotzdem auf Jahre ausgebucht), eigentlich eine perverse Situation. Zumal es am Ende der Ausstellung nicht selten genug heißt: Außer Spesen nichts gewesen.

Künstler müssen ausstellen, um wahrgenommen zu werden. Aber nur ein Bruchteil von ihnen hat das Glück, von einer Galerie vertreten zu werden, die als echte Partnerin das Management und die finanziellen Lasten übernimmt. Alle anderen müssen sich neben den notwendigen Investitionen für ihre eigentliche Kunstleistung (Bilder malen, Skulpturen herstellen etc., was im übrigen auch der Wirtschaft zugute kommt), um Ausstellungen bemühen und deren Bedingungen aushandeln, d.h., der Künstler ist meist auch sein eigener Manager. Je besser er darin ist, je geschickter und selbstbewußter, um so erfolgreicher ist er. Über die künstlerische Leistung sagt dieser Erfolg oder Nichterfolg oft nichts aus.

Sollte eine Ausstattungsvergütung jemals eingeführt werden, wird dennoch kein Künstler von ihr leben können, dazu gibt es generell viel zu wenig Ausstellungsmöglichkeiten für zu viele Künstler, zudem wäre die Höhe der Vergütung zu geringfügig. Aber ihre Verankerung im Urheberrecht würde den unhaltbaren Zustand beenden, daß unsere Gesellschaft es als ganz normale Praxis ansieht, daß eine ganze Berufsgruppe ihre Leistung grundsätzlich kostenlos zur Verfügung zu stellen hat. Nutznießer dieser Situation sind all

die Kunst-Verwerter und -Veranstalter, die nun nicht deshalb verteufelt werden sollen, weil sie eben nur das tun, was üblich ist – und weil es ihnen die Künstler generell sehr leicht machen.

Es gibt durchaus ermutigende Ergebnisse, wenn Künstler anfangen, sich dieser Praxis zu verweigern und eine Vergütung (in angemessener Höhe) fordern. Nach einer internen Erhebung der ver.di-Fachgruppe Bildende Kunst vom April 2005 werden durchaus Honorare, Tagespauschalen, Reisekosten, Versicherung usw. gezahlt, der Bogen spannt sich je nach Dauer und Versicherungswert der Ausstellung von 20 Euro (eine kleine Rathausausstellung) bis 5 000 Euro (Museum in Berlin). Nur – ansprechen muß es jemand. Wer nichts fordert, bekommt auch nichts. Natürlich kann es sein, daß ein potentieller Veranstalter dann eine Ausstellung platzen läßt – wenn es ihm nur um eine billige Dekoration seiner Räume geht, statt eben um die besonderen Bilder oder Skulpturen von Künstlerin oder Künstler XY.

Für Banken, Versicherungen, Industrieunternehmen wären Ausstellungsvergütungen allenfalls »peanuts«. Nicht selten gehört dort eine Ausstellung bereits zum Image, »Kunstförderer« zu sein, noch dazu mit dem schönen Nebeneffekt, daß sich am Vernissagenabend bei Sekt und Schnittchen das Klientel pflegen und neue Verträge anbahnen lassen ...

Zurück zur Politik: Was für sozialversicherungs-pflichtige Arbeitnehmer das Tarif- und Arbeitsrecht ist, ist für freischaffende Künstlerinnen und Künstler das Urheber- und das Urhebervertragsrecht. Und das gilt es so abzuändern, daß ein rechtlich abgesicherter Vergütungsanspruch besteht. Vergangenen Herbst startete die ver.di-Fachgruppe Bildende Kunst eine Briefaktion, um der Forderung nach einer Verankerung der Ausstellungsvergütung im Urheberrecht Nachdruck zu verleihen. Jeder Künstler sollte seine Bundestagsabgeordneten im Wahlkreis für die Sache mobilisieren. So kommt man zu Kolbow und so findet man sich nach fünfständiger Fahrt mit dem ICE in einem Konferenz-zimmer des Bundesjustizministeriums wieder.

Der Parlamentarische Staatssekretär Hartenbach hat sich für die Diskussion gut gewappnet. Er erscheint mit zwei Urheberrechtsexperten und seinem persönlichen Referenten. Gegenüber dieser Viererphalanx macht sich das ver.di-Team aus Dirk von Kügelgen, dem Leiter der Bundesfachgruppe Bildende Kunst in Berlin, und der

Künstlerin aus Würzburg etwas dürftig aus; Kolbow wurde durch eine wissenschaftliche Mitarbeiterin vertreten.

Die Diskussion kam erst spät in Gang, weil Staatssekretär Hartenbach zunächst ein viertelstündiges Referat zur Position des Justizministeriums abrieferte und man keine Gelegenheit hatte, ihn zu unterbrechen (ich habe es versucht). Er wiederholte darin die altbekannten Argumente: Eine Berechnung sei zu kompliziert, vor allem junge, unbekannte Künstler wären benachteiligt (was bei einer Vergütung unabhängig vom »Marktwert« des Künstlers nicht stimmt), öffentliche Einrichtungen würden Ausstellungsmöglichkeiten zurückfahren und immer wieder das liebe Geld: Es seien keine »Haus-haltstitel« da, Museen und Kommunen seien finanziell überfordert (da machte Dirk den Hinweis auf die nötige Gemeindefinanzreform) und alle Rechtspolitiker und Kultusminister wären sowieso grundsätzlich gegen eine Vergütung. Das juristisch ausgefeilte Statement garnierte Herr Hartenbach mit persönlichen Erfahrungen aus dem Kunstbereich. Auch er habe früher Ausstellungen organisiert, und »die jungen Leute« seien auch ohne Honorar immer sehr froh über die Ausstellungsmöglichkeit gewesen. Nach Meinung des Parlamentarischen Staatssekretärs im BMJ, der einen Künstlerfreund hat, der »deutlich mehr verdient« als er, ist alles bestens so wie es ist. Kein Argument der Gegenseite hätte ihn von dem Vorteil einer Ausstellungsvergütung überzeugt. Denn, so Hartenbach, Künstler können auch jetzt schon Honorare fordern und bekommen sie doch auch ...

Also, Kolleginnen und Kollegen, ran an den Speck!

Angelika Summa

Was ist eine Ausstellungsvergütung?

Für das öffentliche Zeigen von Kunstwerken – seien es Bilder, Skulpturen, Performances, Videos, Fotografien usw. – soll eine Vergütung gezahlt werden. Persönliche Anwesenheit der Künstlerin bzw. des Künstlers – sei es beim Aufbau der Ausstellung, bei der Durchführung einer Performance, der Herstellung einer Installation etc. – ist grundsätzlich zu honorieren. Auch die Kosten für Reise, Aufenthalt und Übernachtung sind gesondert zu veranschlagen. Galerien und der professionelle Kunsthandel, deren Aufgabe die Vermarktung der Künstler ist, sind von dieser Regelung ausgenommen.

Die Ausstellungsvergütung soll von einer Verwertungsgesellschaft eingefordert werden. Diese wird mit allen Veranstaltern, mit denen sie Verträge geschlossen hat, die Vergütung einziehen und an die Künstler ausschütten.

Quelle: ver.di Fachgruppe Bildende Kunst

Außen- und Innenansichten

xyeahx

Aus einer heftig krachenden Gewitterwand beklemmend-noisiger Gitarren, gequält treibendem Bass und sich stolpernd verweigerndem Schlagzeug schreit der Sänger von THE SADDEST LANDSCAPE seine Verzweiflung den im Takt nickenden Köpfen entgegen:

»We will still watch our shadows dance on polaroids and loose leaf paper and I don't want you to be scared anymore because even though I hear angels calling my name it is you they are sending me to.«

Eine Screamo-Band aus Massachusetts, USA, spielt im Immerhin, Würzburg.

Greifbares ...

Organisiert wurde dieses Konzert im Sommer letzten Jahres von XYeahX, einer unkommerziellen Veranstaltergruppe, die seit März 2003 regelmäßig Bands und Solokünstler unterschiedlicher musikalischer Genres aus Europa, Kanada und den USA nach Würzburg einlädt. Von »laut, schnell und schreiend« bis hin zu »ruhig, langsam und singend«, so beschreibt die XYeahX-Website die akustischen Pole, die die Bandbreite markieren. In Stilschubladen ausgedrückt, umfasst sie Emo/Hardcore, Screamo/Posthardcore und Punk ebenso wie Indierock, 80ies-orientierter Elektro oder Singer-/Songwriter-Pop.

Ins Leben gerufen wurde diese Initiative von drei Studenten, die – neu in Würzburg – ein derartiges Veranstaltungskonzept in dieser Stadt vermißten. In punk-/hardcoregeprägten Szenen aufgewachsen, hatten die Jungs bereits erste Erfahrungen als Konzertveranstalter in Ansbach, Bad Neustadt und Ebern gesammelt.

Die ersten Konzerte fanden überwiegend im Immerhin statt. Vor der spröden Kulisse dieses familiär kleinen Clubs verströmten Musik und Publikum den ambivalenten Charme einer relativ verschlossenen Subkultur. Optisch uniform, mit schwarzgefärbten Haaren, schwarzen Band-T-Shirts und entsprechenden

Accessoires, erweckte das Gros der Gäste den Eindruck eindeutiger Szenezugehörigkeit und Abgrenzung.

Durch konsequente Programmplanung und effektive Promoarbeit hat sich XYeahX inzwischen als Markenbegriff in der alternativen Konzertszene Würzburgs etabliert. Ihre Veranstaltungen finden regelmäßig in den konventionellen lokalen Medien, wie z. B. den Stadtmagazinen und der Tagespresse, Beachtung. Dabei steht der Name für Live-Musik mit intellektuellem Punk-/Hardcore-Hintergrund und präsentiert häufig auch musikalische Trends des alternativen Zeitgeistgeschehens, das an Städten in der Größenordnung Würzburgs meist vorbeigeht.

Seit der Gründung vor mehr als zwei Jahren organisierte XYeahX etwa 30 Konzerte, die von einer tendenziell steigenden Zahl an Gästen – durchschnittlich zwischen 50 und 80 – besucht werden. Die Veranstaltungen finden mittlerweile überwiegend im Cairo statt, das einen größeren Konzertraum bietet als das Immerhin. Das Konzert von AMANDA ROGERS, New Yorker Singer/Songwriter, im Dezember letzten Jahres war beispielsweise mit 210 Gästen restlos ausverkauft.

Promomaterial (Archiv Marion Eberl)



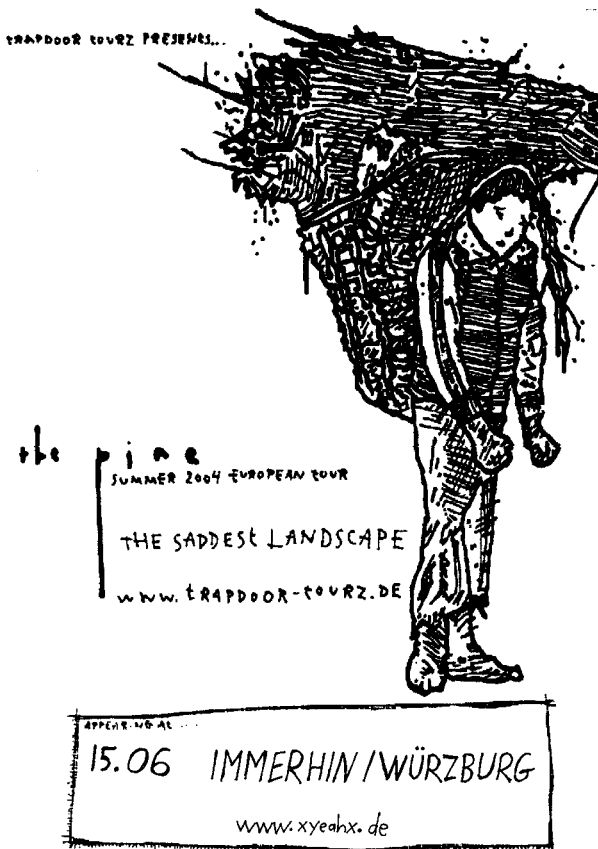
Als Gruppe ist XYEAHX auch gewachsen, ein Mitglied stieg aus, drei Studenten und eine Studentin kamen dazu. Und in das Schwarz des Publikums mischt sich immer mehr Farbe.

Daß sich das non profit-orientierte Konzept, monatlich etwa ein Konzert mit meist kaum bekannten Künstlern zu veranstalten, über die Jahre in Würzburg tragen würde, hatten die Initiatoren ursprünglich nicht erwartet. Aus Freude darüber veranstaltet xyeahx am 20. Mai ihr »Jubiläumfest« mit vier Bands im Cairo: »Das große 2 Jahre und 2 Monate-xyeahx-Dingens«.

Selbstbegriff und Übergreifendes...

So viel zu den Fakten einer Entwicklung. Aber was steht hinter diesem lokalen »Phänomenen«? Was bedeutet es den Akteuren? Und wie nehmen sie selbst ihr Engagement wahr? Um diese und weiterführende Fragen ging es in einem Gespräch mit Frank, der die Initiative mitbegründet hat, und Matthias von XYEAHX.

Flyer aus dem Jahr 2004 (Archiv Marion Eberl)



Der Name »xyeahx«, auf der Website auch als »The xyeahx-Movement« bezeichnet, legt Assoziationen nahe. Trifft man doch häufig auf das »X« im Kontext der Straight Edge-Bewegung, die sich in den achtziger Jahren im Zuge von Ausdifferenzierungsprozessen aus der US-Hardcore-Szene entwickelt hat. Eine direkte Bezugnahme? Frank und Matthias distanzieren sich von dieser assoziativen Verknüpfung:

Wenn, dann ist der Bezug eher ironischer Art. Gegen das Identifikations- und Abgrenzungsbedürfnis, die Arroganz und Intoleranz der sog. »Szene«. Wir verstehen Punkrock und Hardcore nicht im Sinne eines bestimmten Musikstils, sondern im Sinne eines Denkansatzes. Daher streben wir auch ein breites Spektrum an Musikstilen an. Straight Edge im Sinne von »kein Alkohol, keine Drogen, etc.« hat für uns auch keine politische Aussage, sondern kann maximal eine persönliche Motivation sein.

Als Bewegung sieht sich XYEAHX durchaus. Dabei liegt ihre Intention darin, sich gegenüber Kommerz und den entsprechenden Strukturen der Musikindustrie abzugrenzen, insbesondere gegenüber dem dort etablierten starren System aus Anbietern versus Konsumenten des Produktes Musik. Ihnen geht es um »mehr als Musik«: Sie wollen ihre eigenen Vorstellungen von Punkrock und Hardcore aktiv umzusetzen, indem sie selbst alternative Strukturen schaffen bzw. unterstützen, sowohl für Musikinhalte abseits der Industrie, als auch für Menschen mit ähnlichen Ideen. Konkret bedeutet das für XYEAHX, selbst Musik zu machen, selbst Konzerte zu organisieren, selbst Flyer zu gestalten ... »Do It Yourself« – DIY, eine (andere) Maxime der Punk-/Hardcore-Szene.

Hinterfragt man die erklärte Distanzierung vom Begriff »Kommerz«, so räumen Frank und Matthias ein, wie schwierig sich die Grenzen ziehen lassen. XYEAHX arbeitet als Konzertveranstalter auch mit Bands, Booking-Agenturen und indirekt Labels zusammen, die professionell auftreten. Das Label GSL beispielsweise hat so erfolgreiche Bands wie THE MARS VOLTA oder THE RAPTURE unter Vertrag. Wo also fängt Kommerz an?

Wenn Entscheidungen danach getroffen werden, ob sie kommerziellen Erfolg bringen können, dann ist das problematisch. Wichtig ist die Frage, inwieweit dieses »Kommerziellsein« bewusst gesteuert ist oder sogar erzwungen wird. Wir glauben nicht, daß z. B. GSL nur Bands nach dem Kriterium signiert, ob sie kommerziell erfolgreich sein können. Natürlich

bewegen wir uns da auf einem schmalen Grat. Es gibt einfach keine scharfe Trennlinie, wo Kommerz beginnt. Im Zweifelsfall entscheidet dann der Bauch.

Politische Vorstellungen spielen in der Arbeit von XYEAHX eine wichtige Rolle und bestimmen u.a. auch die Auswahl der Bands bzw. Künstler:

Wir sind in unserer Gruppe nicht immer alle einer Meinung, was Positionen zu bestimmten politischen Themen angeht. Aber wir haben einen Basiskonsens hinsichtlich bestimmter gesellschaftspolitischer Prinzipien wie Antirassismus, Antisexismus oder der Distanzierung gegenüber Homophobie.

Bei der Umsetzung dieser Grundsätzen stoßen XYEAHX allerdings auch manchmal auf Schwierigkeiten, denn im allgemeinen läßt sich lediglich die Außenwirkung einer Band nachvollziehen, z. B. anhand ihrer Texte. Die Biographien der einzelnen Bandmitglieder hingegen können nicht überprüft werden, auch wenn dieser Anspruch im Einzelfall von der »Szene«, dem xyeahx-Stammpublikum, gestellt wird:

Kritik finden wir o.k., aber oft werden Bands in Internet-Foren der Szene aufgrund von Halbwahrheiten und Gerüchten, z. B. zu ihrer Israel-Haltung oder zu Sexismus einzelner Bandmitglieder, kaputtgeredet.

Im April veranstaltete XYEAHX ein Konzert der US-amerikanischen Band THE PLOT TO BLOW UP THE EIFFEL TOWER im Cairo. Ihr zweites Album »Love In The Fascist Brothel« ist insbesondere in Deutschland nicht unumstritten, weil die Band sowohl in ihren Texten als auch beim Artwork nationalsozialistische Schlagworte und Symbole als Bezugssystem bzw. Stilmittel verwendet. Auf dem Albumcover beispielsweise ist ein Wehrmachtsoffizier mit Brüsten dargestellt, der einem »Nazi«-Pferd nachstellt.

Ein Widerspruch zum von xyeahx geäußerten Wertesystem? Frank sieht darin keine Verharmlosung oder Glorifizierung des Nationalsozialismus:

Gelungen finden wir das Cover aber nicht, eher peinlich und platt. Daß man mit so einem abgedroschenen Provokationsthema noch solche Reaktionen auslösen kann ... Auch bei den Texten geht's um Provokation. Daß die Band damit manchmal Grenzen überschreitet, ist ihr bewusst, und das bekommt sie auch zu spüren, z. B. in Form von zerstoehenen Reifen oder Schlägereien. Da wird das Ganze dann auch wieder fraglich. Aber als Gesamtkonzept finden wir es dennoch gut, weil die Band das Publikum herausfordert.

Betrachtet man die Entwicklung von XYEAHX aus kritischer Perspektive, so stellt sich die Frage, ob sich die Veranstaltergruppe von ihrem ursprünglichen, selbstgestellten Anspruch entfernt hat: Eine professionell wirkende Vermarktung sowohl der veranstalteten Konzerte als auch des »Labels« XYEAHX, die Integration in die lokale Medienszene, die steigenden Besucherzahlen, ein heterogeneres Publikum und bekanntere Acts. Darüber hinaus erheben sich Zweifel, inwieweit die Inhalte überhaupt das Publikum erreichen. Inzwischen scheint eine Art »be there – be cool«-Effekt auch eine mögliche Motivation zu sein, XYEAHX-Veranstaltungen zu besuchen.

Dieser Problematik ist man sich bewußt. Insbesondere führte das ausverkaufte Konzerte von AMANDA ROGERS vergangenen Dezember, das von einem außerordentlichen Medien-Hype begleitet war, zu internen Diskussionen: Haben sich in den vergangenen Jahren Kompromisse eingeschlichen?

Zum »Wachstum« als Etablierungsprozeß steht XYEAHX. Frank und Matthias sehen darin keine Verwässerung des Anspruchs, sondern eine Erweiterung ihrer Möglichkeiten. Im Fall AMANDA ROGERS beispielsweise blieb man den DIY-Strukturen treu. Die Künstlerin wurde über dieselbe Agentur mit ähnlichen Konditionen gebucht wie bei ihrem ersten Konzert in Würzburg, Monate vor dem Hype. Was die Kommunikation von Ideen angeht, so begleitet die Freude über ausverkaufte Veranstaltungen eine gewisse Resignation:

Uns ist bewusst, daß es manchen Konzertbesuchern dabei nicht um die Inhalte geht. Das ist frustrierend. Aber dann überwiegt der Gedanke, daß diese Leute zumindest die weniger bekannten Bands, die uns wichtig sind, mitfinanzieren.

Hingehen und zuhören.

Marion Eberl

Das große 2 Jahre und 2 Monate-xyeahx-Dingens

am 20. Mai, ab 19 Uhr, im Cairo mit

KOUFAX (Detroit, USA)
FUNERAL DINER (Half Moon Bay, USA)
MCCARTHY BLACKLIST (Schweinfurt, D)
PROCEED ON... (Würzburg, D)

Weitere Informationen unter www.xyeahx.de

Der Mann mit den Steinen

Der Mann paßt gut ins Bild. Hingekauert, fast verschmolzen mit den Steinen, die er aufgeschichtet hat. Jeden Tag baut Peter Baumann an seinem bizarren Werk. Was ist es? Er weiß es nicht. Ein Steingarten, eine kleine Tempelanlage, ein Kunstwerk? Vielleicht. Was er seit gut einem Jahr in den Hügeln oberhalb Theilheims zusammenfügt, nimmt zwar Gestalt an, läßt sich aber nicht klassifizieren. Das muß es auch nicht, wenn es nach dem Baumeister geht. Die Steine suchen sich selbst ihren Platz nebeneinander, geben den Rhythmus vor, sagt der Künstler, der jeden Tag ein paar gefundene Brocken mit in die Hügel bringt. Manchmal sind auch Steingeschenke von Freunden dabei. Aus allen Erdteilen sind mittlerweile Exemplare darunter, und Baumann weiß ganz genau, wo er sie eingebaut hat. Wind und Wetter haben sie bislang getrotzt, alles steht noch so, wie er es aufgetürmt hat. Wie kommt man dazu, Steine in die Landschaft zu tragen und dort einfach drauflos-zubauen?

Peter Baumann stand an der Grenze zwischen Leben und Tod. Vor drei Jahren raubte ihm eine schwere Krankheit alle Motivation und kreative Energie. »Das war hart, die Behandlung und die Schmerzen haben mich fertiggemacht«, erzählt der 52jährige. Er igelte sich ein, ohne Perspektive, deprimiert. Welchen Sinn hatte es noch, Neues zu entwickeln? Wozu? Seine Arbeit und sein Beruf litten stark darunter. Schau mal, mit dem ist auch nichts mehr los, mag sich mancher gedacht haben. Das spürte auch Peter Baumann.

Vor einem Jahr hatte er dann das Schlüsselerlebnis. Geh einfach raus, sagte er sich, und such dir einen Stein. Er begann sie zu sammeln. Tag für Tag, bei seinen Reisen, seinen alltäglichen Gängen.

Kaum hatte er bis dahin an das kleine Grundstück im Naturschutzgebiet von Theilheim gedacht, welches er vor zehn Jahren gekauft hatte.

Damals, als er gut verdiente, wollte er etwas Bodenständiges haben und sein Geld nicht auf die Bank legen. Jetzt ist dieser Platz sein Refugium geworden, »die Haltestelle für meinen rasenden Intercity durchs Leben«, wie er es beschreibt. Mittlerweile haben sich dort kleine Laufwege herausgeschält, Türme sind gewachsen. Drei davon hat er für seine Kinder gebaut.

Aufhören mit seiner seltsamen Beschäftigung geht sowieso nicht mehr. »Meine Sanduhr läuft mittlerweile etwas anders. Es waren im vergangenen Jahr keine drei Tage, an denen ich nicht hier oben war. Der Ort hat für mich eine Kontinuität, eine Energie, die mir Kraft gibt.« Hier hat Baumann ins Leben zurückgefunden, hier oben »ist« er einfach. Fast wird er selbst zum Stein, oft meditierend, nachdenkend.



Auch die Spaziergänger staunen über das seltsame Kunstwerk in der Natur. Indianische Gebilde hängen in den Bäumen. Gebetsfahnen aus den Himalajaregionen wehen im Wind. Viele sind schon zerschissen, doch immer wieder kommen neue als »Mitbringsel« von Reisenden hinzu. Es wird respektiert, sagt Baumann, bislang hat noch keiner etwas zerstört. Vielleicht spüren sie die Magie, die davon ausgeht.

Die Zeiten sind schwierig, das weiß er. So sieht es in seinem Beruf momentan nicht allzu rosig aus, die Auftrittsmöglichkeiten sind weniger geworden. Überall wird gespart, geknausert. Zuerst natürlich an den Dingen, die man »irrtümlicherweise« nicht so benötigt, wie Kultur. Aber es wird weitergehen, hofft Peter Baumann. Er hat den Kopf wieder voller Ideen

und Pläne, arbeitet an neuen Projekten. Die hat er zum Teil hier oben »gefunden«, sagt er, und blickt dabei über seine Steine. Doch irgendwie hat man das Gefühl, das Lachen fällt ihm nicht mehr ganz so leicht.

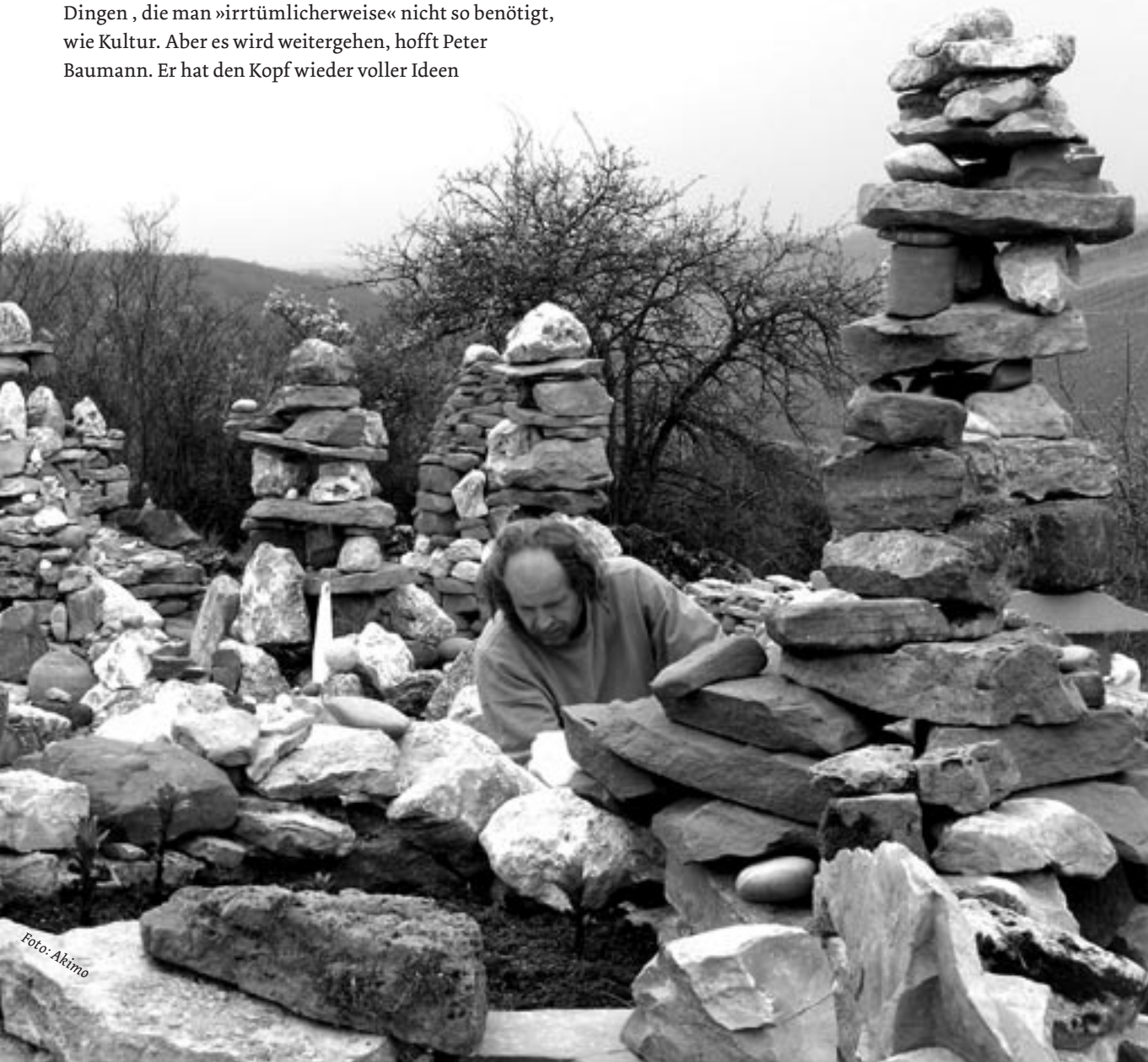
Peter Baumann ist Batschu, der Clown.

Achim Schollenberger

Das neueste Projekt von Batschu:

Philipp Zappel oder in der Ruhe liegt die Kraft.
Theaterstück in einem Akt für Kinder ab der 1. Jahrgangsstufe.

Weitere Informationen dazu unter www.batschu.de



Wie Lebenswege zu Leidenswegen wurden

Klaus Gasseleder erzählt von Schicksalen jüdischer Bürger und von der Zerstörung eines unterfränkischen Dorfes.

Die Begegnung erfolgte am letzten Tag einer Wanderung: Das Rhöndorf Steinach mit den Spuren einstiger Zerstörung und den Hinweisen auf einstige jüdische Bürger erregte Gasseleders Aufmerksamkeit. Zusätzlich motiviert zur Spurensuche wurde er auch durch das Buch »Die Ausgewanderten« von W. G. Sebald. Daraufhin forschte er in Archiven, las Chroniken, erschloß sich die Erinnerung von Mitgliedern der jüdischen Familie Frank und griff auf weitere Berichte von Zeitzeugen zurück.

Nach den Jahren des Reifenlassens legt er nun seinen dokumentarischen Roman vor, in dem er tief schürft, wenn er Erinnerung sprechen läßt. Erinnerung, die nach alter jüdischer Weisheit »Keim der Erlösung« ist.

Heile Welt mit Moritatensang

Vor dem späteren Schrecken besonders ergreifend: Die Schilderung der Kindheit von Thea Frank im dörflichen Leben von einst. Ins Gedächtnis gerufen wird vor allem das Leben der Juden in dem katholischen Dorf Steinach um 1900, aufgezeigt, wie Juden und Christen sich und ihre religiösen Feste und Bräuche gegenseitig respektierten. Wie die jüdischen Familien in ihrer Tradition lebten, den Sabbat begingen, ihre Feste, so zum Beispiel das Purimfest, feierten, an dem die Kinder sich maskierten und mit Süßigkeiten beschenkt wurden. Wie Thea die aus Bad Kissingen kommenden Kurchaisen bestaunte, mit den anderen Dorfkindern in der Saale badete oder einfach in einer Wiese lag und Märchen las. Und einmal bei einem Familienausflug in die Kurstadt sogar den Fürsten Bismarck gesehen hat.

Nicht ganz so rosig die Erinnerung an Alex Bein, in Israel als Aleksander Bayn ein bekannter Historiker, der sich zeitlebens als »fränkischen Dorfjuden« bezeichnete.

Er berichtet vom Unterricht seines Vaters, des Lehrers der jüdischen Dorfschule, der zugleich als Kantor der dörflichen Synagoge amtierte, als solcher seine Stimme im »schönen unterfränkischen Kantorengesang« erschallen ließ. Den kleinen Alex beeindruckten am meisten die Wasserräder, Blasebälge und die Technik des Sägewerks. Auch stark in seiner Erinnerung der Zirkus, der in dem Ort gastierte, mit Tanzbär, Stemmern und Seiltänzern. Scheu empfand er stets vor dem großen Kreuzifix. Und einmal kam ein Moritatensänger, der zur Drehleiter von »Untaten der Juden« sang. Da sei ihm ein »Schauer über den Rücken« gelaufen, besonders, als die anderen Buben ihn anschauten.

Gutbürgerlich und »grunddeutsch«

Lazarus Frank, erfolgreicher Pferdehändler mit Geschäftsbeziehungen bis nach Norddeutschland, zieht 1905 mit seiner siebenköpfigen Familie nach Bad Kissingen. Bezogen wird eine neuerworbene Villa. Ebenso wie auf eine gute Schulbildung für seine Kinder, die auch am kurstädtischen Kulturleben teilnehmen dürfen, achtet er sehr auf Sparsamkeit. Er knausert mit dem Brennholz, der Garten darf nur mit Wasser aus dem »Brünnle« gegossen werden, die Kinder müssen im Haus mithelfen, sogar am Bahnhof Hausgäste werben, denn er vermietet auch Zimmer. Einer der Gäste kommt aus dem fernen Perm in Sibirien. Besonders streng werden die Töchter erzogen. So erlebt Thea ihren ersten Rosenmontagsball »als Sodom und Gomorra«. Doch gegen den Willen ihres Vaters und den Rat des Rabbiners, wird sie, einige Jahre älter geworden, ihren Fritz heiraten.

Als der Erste Weltkrieg beginnt, herrscht auch unter den jüdischen Bürgern Kissingens Hochstimmung, pflegen doch die meisten eine »grunddeutsche, nationale« Gesinnung. Stolz blickt die Familie Frank auf ihren Julius, der als Leutnant, ausgezeichnet mit dem EK II, im Heimaturlaub vom Vater angehalten wird, stets seine Uniform zu tragen. Thea und ihre Schwestern leisten nun anstrengenden Pflegedienst an Verwundeten, mit denen die Kurhotels jetzt gefüllt sind.

Die Gemeinheit der Heimat

Mit großem Faktenreichtum und einer Fülle von Details werden auch die Jahre nach dem Weltkrieg erzählt, als die Lebenswege der jüdischen Menschen zu Leidenswegen wurden. Zunehmend beginnt die schäbige

Propaganda der Nazis zu wirken, und die Menschen bekommen »andere, eiserne Gesichter«. Aufgezeigt die Gemeinheit der Heimat, Verrat, Lokalhistorie, exemplarisch für die Schrecklichkeit des Nazismus, der nun in Deutschland tobt.

Nach der Machtergreifung kommen die ersten »lagerfähigen« Juden nach Dachau. Neben Beleidigungen und körperlichen Übergriffen sind immer neue Schikanen zu erdulden. Juden dürfen kein Telefon mehr besitzen, keine Busse mehr benutzen, die Kuranlagen nicht mehr betreten, müssen Postverzögerungen hinnehmen, ihre Führerscheine werden eingezogen. Enteignungen, »Arisierungen«, erfolgen. »Judensteuer« und »Reichsfluchtsteuer« werden erhoben.

Apathie und Angst greifen um sich. Erstmals fühlt Lazarus Frank sich nun als Jude, redet zum Erstaunen seines Sohnes plötzlich wie ein Orthodoxer von »Prüfung für das auserwählte Volk«, weigert sich mit auszuwandern, weil er weiterhin hofft.

Der Weg in die Vernichtung

Wer bleibt, wird drangsaliert, wer geht, diffamiert. So werden denen, die die Stadt verlassen, in der Presse hämische Kommentare hinterhergeworfen.

Erschütternd das Abschiedsgedicht von Klara Goldstein, vor ihrer Flucht, nachdem ihr Mann Selbstmord verübte. Ihre Freundin Clara, Lazarus' Frau, hält es in Händen. Bald sitzt sie, Verehrerin der deutschen Klassiker, im abgedunkelten Zimmer und lauscht und fragt: »Warum singen die Vögel so leise?« Nicht mehr lange, und sie wird krank und begeht auch Selbstmord.

Dann kommt der Tag, an dem Judentransporte abgehen nach Würzburg. Ungeheuer bürokratisch werden sie in die Wege geleitet. Die »Evakuierung« wird mitgeteilt, darauf muß der Besitz abgegeben, Stromrechnungen usw. bezahlt werden. Ein Würzburger Parteigenosse bittet die »Obrigkeit«, ihm den Rucksack eines Juden zu überlassen. Der Transport geht weiter. Die Spuren der Deportierten verlieren sich in den Vernichtungslagern in der Nähe von Lublin.

Lazarus Frank ist über 65 und gehört zu der Gruppe, die in ein jüdisches »Alters- und Pflegeheim« nach Würzburg eingewiesen wird. »Kissingen ist judenfrei« jubelt die »Saale-Zeitung« gleich darauf. Bald werden diese Alten gezwungen, einen »Heimeinkaufvertrag« abzuschließen für einen »Lebensabend« im Ghetto von

Theresienstadt. Mit Peitschen getrieben kommen sie dort an. An den Strapazen kommt Lazarus um.

Menschenverachtung bis zum Untergang

Der dritte Teil des Buches ist dem Kampf um Steinach gewidmet. Der Erzähler schöpft hier im Wesentlichen aus Berichten des Pfarrers, des Lehrers und des Oberförsters, um die Dramatik des absurden Geschehens bei der Verteidigung des Dorfes durch fanatisierte SS-Verbände, versprengte Wehrmachtseinheiten sowie dem Volkssturm zu schildern. Der Menschenverachtung der Nazis fallen nun, Anfang April 1945, noch eine große Anzahl von Menschen zum Opfer; der Ort wird dabei weitgehend zerstört.

Mit erweiterter Perspektive von besonderem Informationsgehalt das »Nachzutragende« am Ende des Bandes.

Schmerz der Erinnerung

Klaus Gasseleder, durch seine bisherigen Publikationen als ernstzunehmender Schriftsteller ausgewiesen, der in seinem Schreiben nicht nur Franken gerne quert und umkreist, hat mit »Zwei Gesichter« ein Buch des Erinnerens und des Gedenkens geschrieben, aus dem echte Betroffenheit spricht. Haben ihm doch manchmal – er läßt immer wieder am Entstehungsprozeß teilhaben – beim Studium der Polizeiberichte und der Gestapoakten »die Augen getränt« und »sich der Magen umgedreht«. Ein Roman, der Sprache und Greuelthaten, die Infamie der Unmenschen dokumentiert, aber es nicht dabei belässt. Das Buch ist komponiert aus Faktizität und dem hohen Ton einer Poetik der Erinnerung im Stil W. G. Sebalds, an dem er sich zweifellos ausgerichtet hat. So ruft er die Opfer bei ihrem Namen zurück, stellt sie konkret vor Augen und prägt sie ins Gedächtnis des Lesers. Beeindruckend ebenfalls die poetischen Porträts von Orten und Landschaften in einer Stimmung von Melancholie gepaart mit Wehmut. Wenn die ehemals heftig gehegte Hoffnung auf Besserung der Welt durch Literatur doch noch ihre Bedeutung hat, dann durch solch ein Buch. Es verdient Beachtung.

Emil Mündlein

KLAUS GASSELEDER: *Zwei Gesichter. Aus der Chronik einer jüdischen Familie, eines fränkischen Dorfes und eines Weltbades in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.* Vetter Verlag, Geldersheim 2005, 194 S., € 16. Der Autor liest am Freitag, 3. Juni 2005, 20 Uhr, im **Wortraum** in Winterhausen aus dem Buch.

✂ SHORT CUTS & KULTURNOTIZEN ✂

Unlängst – Gerade soeben – Demnächst!

Was nicht dem Vergessen anheim fallen sollte – eine subjektive Auswahl der Redaktion, nicht minder subjektiv kommentiert.



RÜCKSCHAU

12. April, 22 Uhr – Chambinzky

An den frühen Miles Davis erinnerte die leider zu wenig wahrgenommene Reihe **jazz-live** im Würzburger Abendlokal Chambinzky. Faszinierend, wie sich der Berliner Trompeter MARTIN AUER und der Nürnberger Tenorsaxophonist LUTZ HÄFNER gegenseitig die Bälle zubliesen und bis weit nach Mitternacht jene Atmosphäre ins Chambinzky zauberten, die weit über gewohnte Session-Formate hinausragt. Nächster **jazz-live** Termin: 10. Mai, ANDREAS KISSENBECK feat. Special guest. [maz]

14. April, 19.30 Uhr – Burkarder Bastion

Ein ausverkauftes Zelt und ein begeistertes Publikum bescherte der Schriftsteller WLADIMIR KAMINER den engagierten Veranstalter des **1. Zeltival auf der Bastion**. Kaminers genauer, ungeschönter (Außen-) Blick auf die Absurditäten des deutschen Alltags, die uns »Eingeborenen« schon lange nicht mehr bewußt sind, produzierte in Kombination mit seinem trockenen Humor kleine Perlen literarischer Unterhaltung, die auch vor großem Publikum Bestand haben. Ein gelungener Programmpunkt eines überaus durchdachten und fein aufeinander abgestimmten Vier-Tage-Festivals, dessen Erfolg das veranstaltende Cafe-Cairo-Team zur Neuauflage im nächsten Jahr ermutigen sollte. [maz]

22. April, 20.15 Uhr – Bockshorn

Der politische Konflikt blieb genauso aus wie das große Publikum bei der Lesung des Dramatikers ROLF HOCHHUTH. Auch als öffentlicher Leser seiner eigenen Texte blieb der Autor

des schon Legende gewordenen Theaterstückes »Der Stellvertreter« weit hinter den Erwartungen zurück: unsauber und nuschelnd in der Artikulation, gleichförmig in Stimmlage und Sprechtempo, den Sprachgestus auch bei verschiedenen Rollen nicht wechselnd, präsentierte er eine Szene aus seinem jüngsten Stück »McKinsey kommt«: Den Nachweis, daß dieses wirtschaftskritische Stück wirklich auf die Bühne muß, konnte er damit aber genau so wenig liefern, wie die politische Position verdeutlichen, von der aus er das Treiben der Unternehmensberatungsfirmen kritisiert. So war der Abend leider nicht mehr als der Besuch eines großen und verdienten Moralisten und Dokumentaristen, dem der Bezug zu Wirklichkeit des alltäglichen Lebens langsam zu entgleiten droht. [maz]

23. April – Würzburg liest Lieblingsbücher

Vorzeiten hat man seine Erfahrungen erzählend weitergegeben, hat sie angereichert mit den von andern gehörten und verarbeiteten Erfahrungen. Dazu hat es eines Raumes bedurft, in dem andere zugehört haben. Längst schon haben die modernen Medien ihn zur zweidimensionalen Mattscheibe schrumpfen und die Erzählung und das Zuhören verdampfen lassen.

Wenn's hoch kommt, haben Mütter und Väter diesen Raum in unserer Kindheit wenigstens beim Vorlesen vor dem Einschlafen umhegt und gepflegt. Bei nicht wenigen, denen dieses Glück widerfahren ist, dürften aus dieser Zeit die frühen Lieblingsbücher sich ins Gedächtnis eingegraben haben, die klassischen Romane, die zu Jugendbüchern geworden sind und von denen manche bis fast zur Unkenntlichkeit sogar von einem andern Klassiker, Erich Kästner, eingeschrumpft wurden – ad usum delphini, hieß das früher und überwältigte sogar die Bibel. Dieses Vorlesen, diesen Zuhören wiederzubeleben, ist sicher eine schöne Idee. Und doch stehen ihrer Verwirklichung nicht wenige Hindernisse entgegen, wie man der diesjährigen Wiederholung der Aktion ablesen kann.

Das beginnt bei der Publizität, mit der die Orte und der Zeitplan bekanntgemacht werden. Bei sovielen Vorlesern, wie

sich dieses Jahr wieder engagiert hatten, war es schwierig, alle Angebote zur Kenntnis zu nehmen. Nur wer sich übers Internet kundig gemacht hatte, war wirklich im Bild. Dabei hat die Presse durchaus wohlwollend im Vorfeld informiert.

Der enge Zeitplan hatte Vor- und Nachteile: Nicht alle Vorleser haben sich durch die zeitliche Begrenzung in ihrem Lesedrang einschränken lassen, die andern in Verzug gebracht und auf Kohlen sitzend warten lassen. Und ohnedies sind 20 Minuten einfach zu wenig, umso mehr, als ja nicht wenige Ausschnitte aus Romanen vorgelesen haben, und deren Tendenz zum Uferlosen sind sie denn auch erlegen und konnten kein Ende finden. Im übrigen wurde bei der Reihenfolge der Vorleser keine ordnende Hand bemüht, so daß die unterschiedlichste Literatur weitgehend wahllos aufeinander folgte.

Für ein nächstes Mal, das sehr zu wünschen ist, sollten die Veranstalter bei der Planung eingreifen und ordnen – etwa Leseorte mit mehr literarischen Texten, solche für jugendliche Vorleser mit entsprechenden Texten, vielleicht auch welche, die stärker zugeschnitten sind auf das Ambiente, in dem gelesen wird. Und sicher ist es sehr zu überlegen, ob man wirklich Selbstgestricktes zulassen sollte – sind diese Vorleser nicht doch besser bei einem *Poetry Slam* aufgehoben? Lieblingsbücher können sie ja wohl nicht vorlesen.

Man kann den Veranstaltern nur wünschen, daß sie für das nächste Mal diese Schwierigkeiten anpacken, aber auch intern sich überlegen, ob man im Vorfeld auf die Vorleser nicht doch stärker Einfluß nehmen und sie beraten sollte, auch über die Länge der einzelnen Lesung. Denn Rat kann niemals schaden, gerade wenn die Vorleser etwas von ihren »Lieben« öffentlich machen und dafür werben wollen, andererseits zumindest die Buchhandlungen potentielle Käufer animieren möchten. [bk]

Siehe auch www.wuerzburg-liest-lieblingsbuecher.de

24. April, 20.15 Uhr – Bockshorn

Ganz auf der Höhe der Zeit zeigte sich der Kabarettist GEORG SCHRAMM. In nie gesehener Radikalität hat er seine Bühnenfiguren, zwischen denen er nach wie vor in höchster schauspielerischer Perfektion wechselt, weiterentwickelt: Aus deren jeweiligen Alltagserfahrungen blickt er auf eine immer irrationalere Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft, von Sozial- und Gesundheitspolitik, von Innen- und Außenpolitik bzw. deren Familien. Besonders dem kriegsversehrten Rentner Dombrowski läßt er in seinem Furor gegen die Machenschaften der Pharma- und Gesundheitsindustrie nahezu hemmungslos freien Lauf. Da wartet man förmlich auf den Augenblick, an dem diese Bühnenfigur den Programmtitel »Thomas Bernhard

**AUDIOLADEN
HiFi und Heimkino**

**Stereo
Surround
Multiroom
Heimkino
Multimedia**



**Beratung
Planung
Ausführung**

z. B.:
Wharfedale, renommierter Hersteller aus England, jetzt mit Sekt-zum-Selterspreis Lautsprechern ...

Di - Fr 13.00-18.00
Sa 10.00-13.00

Daniel Luz & Rainer Mensing

Kliebertstrasse 3 97072 Würzburg
Tel: 0931/415391 Fax: 0931/414825
www.audioladen.de eMail: audioladen@t-online.de

Wir machen wochentags um 9 Uhr auf
und frühstücken bis 15 Uhr
wochenends schlafen wir aus und öffnen um 10 Uhr
mit besonders ausgiebigem Frühstück
montags trinken wir ab 20 Uhr Cocktails
und Freunde legen auf
wir schlieszen meistens um 1 Uhr



Ihr findet uns in der Landwehrstrasse 10

Anzeige



www.
hofkeller.de
www.hofkeller.de

... immer informiert über aktuelle Events mit:

www.hofkeller.de

Anschrift:

Staatlicher Hofkeller Würzburg
Rosenbachpalais, Residenzplatz 3, 97070 Würzburg

Veranstaltungen:

Tel: 0931 30509-31; Fax: 0931 30509-66

hätte geschossen« auf sich bezieht und in die Tat umsetzt. Ein Kabarett-Programm der absoluten Extraklasse, das selbst mit dem Wort »genial« nur unzureichend bewertet wird. [maz]

27. April, 21 Uhr – Omnibus

Keine Spur von Konflikten zwischen den Generationen – nicht auf der Bühne, und schon gar nicht in der Jazz-Szene. Im Gegenteil, was der Trompeter und Flügelhornist ACK VAN ROYEN, der in diesem Jahr seinen 75. Geburtstag feiert und seit Jahren zu den ganz Großen zählt, gemeinsam mit dem Quartett um den Nürnberger Posaunisten JÜRGEN NEUDERT zu Gehör brachte, war Ausdruck unerschütterlicher Gemeinsamkeiten. Feinsinnig und nicht ohne Selbstironie, äußerst bescheiden im Auftritt und doch in höchster Intensität führte van Royen durch eine spannungsvolle Mischung aus Standards und Eigenkompositionen und bot mit seinen jungen Bühnen-Partnern eine rundum gelungene Alternative zum drögen Rasen-Schach zwischen Chelsea und Liverpool. Dabei bewiesen Neuderts Band-Kollegen DEJAN TERZIC (dr), MARKUS SCHIEFERDECKER (b) und OLAF POLZIEHN (p), daß sie weit mehr als eine famose Rhythmus-Gruppe bilden. Sie hatten ganz wesentlichen Anteil an einem höchst kurzweiligen Jazzabend, dessen zahlreiches Publikum einmal mehr die Mär vom Jazz-feindlichen Würzburg widerlegte.

Und das noch vor dem für den 1. Mai angekündigten zweiten Würzburger Auftritt von LARRY CORYELL binnen Jahresfrist, diesmal im Luisengarten (vgl. die Ausführliche Würdigung in **nummernull**). [maz]

28. April, 20.30 Uhr – Galerie Milchhof

Ihren Ruf als innovative Zelle zeitgenössischer Kulturformen bewies einmal mehr die Galerie Milchhof. Die Präsentation von ANDY MELLWIGS »Barock-Maschine« geriet zur faszinierenden Neu-Interpretation barocker Kunstmuster und deren Transformation in die elektronisch erzeugten Musik- und Bildwelten des 21. Jahrhunderts, die gerade in der Barockstadt Würzburg einen besonderen Reiz entfaltet. Eine ausführliche Würdigung des Projekts folgt in einer der nächsten **nummern**. [maz]

19. April, 19.30 – Staatlicher Hofkeller

»Und neues Leben blüht aus ...« nein, nicht aus den Ruinen, wie der Dichter meint, sondern aus den Kellern, genauer, dem Staatlichen Hofkeller. Der dortige Werbemanager, Jochen Gummersbach, greift schöne Ideen auf und führt sie zum Erfolg. Kommen im Herbst 2005 schon die 3. Filmnächte zustande – Arbeitstitel: »Blondes Gift« –, fiel im April das

Interesse unserer Zeitschrift zusammen mit dem des Hofkellers und des BR. Heraus brachte Gummersbach eine lockere **Gesprächsrunde mit den Würzburger Krimi-Schreibern.**

Das Interesse an dem Quartett war so groß, daß kurz nach den ersten Hinweisen die Karten ausverkauft waren. Entsprechend angeregt war die Stimmung, schon bevor Eberhard Schellenberger vom BR seine Gäste auf dem Podium willkommen hieß: ANNE HASSEL, ROMAN RAUSCH, GÜNTER HUTH und RAINER GREUBEL.

Die Autoren durften sich mit Kostproben aus ihren Romanen vorstellen, der Moderator bot ihnen Gelegenheit, Auskunft zu geben über ihre Herkunft, ihre Arbeitsverfahren, ihre Ziele, Gemeinsames und Trennendes, sowie die Schwierigkeiten, einen Publikationsort zu finden. All das zeigte noch die Mühen, eine erste Veranstaltung dieser Art dem Publikum nahezubringen. Schade, daß die Diskussion nicht für die Anwesenden geöffnet wurde – die Fragen nach der Qualität der Erfindung und des Schreibstils wären sonst sicher sehr viel entschiedener und lebhafter diskutiert worden. So war das Prickelndste wohl der köstliche animierende Wein – und die Aussicht darauf, daß die AutorInnen das nächste Mal, das es hoffentlich bald geben wird, stärker ge- und herausgefordert werden. Wir können die Veranstalter nur bestärken, eine Neuauflage nicht nur wieder mit köstlichem Wein, sondern auch einer kräftigen Prise Pfeffer zu wagen. [bk]



VORSCHAU

Am Montag, den 9. Mai um 19 Uhr findet im Cinemaxx in Würzburg die **Uraufführung des studentischen Kurzfilms Bestellung o-o-4-9** statt. Das Programm sieht neben dem 25minütigen Film ein *Making-Of* vor.

Die 16mm-Produktion, die von Studenten der Fachrichtungen Kommunikationsdesign und Medienmanagement an der FH Würzburg zu Beginn des Jahres gedreht wurde, erzählt von einer düsteren Zukunftsutopie, in der historische Persönlichkeiten geklont werden. Der Eintritt kostet 3 Euro. Karten können unter 01 76 / 24 12 55 01 oder per E-Mail unter karten@moviebrats.com vorbestellt werden.

Weitere Infos unter www.0049.moviebrats.com

Ordnung
und **Chaos**

Hans Reichel im Kraftfeld
von Bauhaus und École de Paris

Ausstellung vom 29. April bis 3. Juli 2005



Museum im Kulturspeicher Würzburg

Veitshöchheimer Straße 5, 97080 Würzburg
Telefon: (0931) 322 25 0 Fax: (0931) 322 25 18
museum.kulturspeicher@stadt.wuerzburg.de
www.kulturspeicher.de

Geöffnet: Mittwoch 11–19 Uhr, Donnerstag 11–21 Uhr
Freitag bis Sonntag 11–18 Uhr, Pfingstmontag 11–18 Uhr

Anzeige



Schloss Hallburg

Programm im Mai

Sonntag, 1. Mai, 11 Uhr

Clarino Jazzband – Swing & Dixie

Donnerstag, 5. Mai, 11 Uhr (Christi Himmelfahrt – Vatertag)

Bassin-Street-Stompers – Swing, Mainstream

Sonntag, 8. Mai, 11 Uhr (Muttertag)

Take Two – Konzert im Garten bei schönem Wetter (Eintritt frei)
dazu Essen Ihrer Wahl in bewährter Hallburg-Qualität;
ab 11.30 Uhr im Schöbornsaal:

Stilvolles Muttertagsbuffet

Große Essensauswahl, Vorspeisen, Desert – pro Person € 22.–

Dienstag, 10. Mai, 20 Uhr

The Fab Four – die Beatles-Revivalband

Pfingsten:

Sonntag, 15. Mai, 11 Uhr

Klaus Dietrich & Breakfast-Allstars – Swing & Dixie

Montag, 16. Mai, 11 Uhr

Ball Bearing Jazzband – the best one

Dienstag, 17. Mai, 20 Uhr

Guiseppe & Robert – Italo-Softrock

Sonntag, 22. Mai, 11 Uhr

Orig. Senneberger Jazzoptimisten – Swing & Dixie

Dienstag, 24. Mai, 20 Uhr

Bambolea – Flamenco-Pop, Gypsy-Music

Sonntag, 29. Mai, 11 Uhr

Olsen-Band – Spitzenjazz, Swing & Dixie

Dienstag, 31. Mai, 20 Uhr

Shades – Rock-Pop-Oldies der 70er & 80er Jahre

Gut Essen alle Tage – im Sommer kein Ruhetag

Alle Open-Air-Veranstaltungen nur bei beständigem Wetter

Schloss Hallburg

97332 Volkach • Telefon 09381/2340

www.schlosshallburg.de

Rund 50 Künstler in ebenso vielen Galerien, Schaufenstern, Läden, Innenhöfen und leerstehenden Gebäuden präsentieren sich am 28. Mai von 12 bis 20 Uhr im Galerienviertel um das Museum Georg Schäfer beim dritten **Kunst-Karrée** des KulturPakt e. V. in Schweinfurt. Der Kunst- und Galerien-Tag beginnt mit der Versteigerung des Kunstvereins um 11.00 Uhr, die erstmalig auf der Hauptbühne hinter dem Rathaus stattfindet. Weitere Informationen unter 0 97 21 / 80 35 77, kulturpakt@gmx.de und www.kunstkarree.de

Um an den 300. Geburtstag von Johann Joachim Kaendler, dem Begründer der europäischen Porzellanplastik zu erinnern, rief die PORZELLAN-MANUFAKTUR MEIßEN weltweit Künstler zu einem Kunstwettbewerb auf. Das Thema **Moderne Tierplastik** sollte die jahrhundertelange Tradition der Tierplastik bei Meißen neu beleben; das Augenmerk der Veranstalter richtete sich dabei auf solche Tierdarstellungen, die in Porzellan umsetzbar sind und somit in das Meißen-Sortiment aufgenommen werden können.

Unter den Bewerbern war die Würzburger Künstlerin ANGELICA SAALMÜLLER alias CASAL, die im Herbst vergangenen Jahres in der Galerie im Malerfürstentum Wredanien mit einer riesigen, eisernen Arche Noah voller Tierskulpturen Aufsehen erregt hatte. Sie hat inzwischen alle drei Stufen des Wettbewerbs bis in die Endrunde gemeistert, was sie natürlich »tierisch« freut. Aus weit über 100 Bewerbern sind nur fünf Künstler ausgewählt worden, aus deren Mitte wiederum die drei Preisträger ermittelt werden. Bis 31. Mai muß Angelica Saalmüller ihre Tiermodelle – ein Uhu, zwei Bären, eine Pinguin-Gruppe und drei Nilpferde, alle nicht größer als 35 cm - aus »lederhartem«, ungebranntem Ton, in Meißen abliefern, was konsequentes Befeuchten der Skulpturen abverlangt.

Die **nummer**-Redaktion drückt für die letzte Wettbewerbs-hürde die Daumen und stellt schon mal den Sekt kalt.

Unter dem Titel **Der Himmel auf Erden? – Verkündigungen in der zeitgenössischen Kunst** findet in Brandenburg eine Wanderausstellung an vier verschiedenen Orten (Stadt Brandenburg, Beeskow, Frankfurt/Oder und Potsdam) statt. Es werden Arbeiten der zeitgenössischen Bildenden Kunst zum Thema der »Verkündigung an Maria« mit allen Kunstgattungen wie Malerei, Fotografie, Grafik, Bildhauerei, Objektkunst, Installation und Video von mehr als 50 KünstlerInnen aus ganz Deutschland gezeigt. Mit von der Partie sind MARGOT GARUTTI und WILLI GRIMM (beide Kleinrinderfeld),

IRMTRAUD KLUG-BERNINGER (Obernburg) und ANGELIKA SUMMA (Würzburg).

Die Eröffnung findet am 06. Mai 2005, um 17.30 Uhr in der Kunsthalle Brennabor statt. Kuratorin der Ausstellung ist die Berliner Kunsthistorikerin Dr. Sabine Hannesen.

Ausstellungsdauer: 06. Mai bis 16. Oktober 2005.

Der Veitshöchheimer PETER STEIN zeigt Pastelle, Zeichnungen und Druckgraphik in der GALERIE HELMUT DOLL, Euskirchen/Flamersheim; bis 26. Juni 2005.

ANDI SCHMITT, Randersacker, stellt seine *Landschaften* in der Münchner GALERIE SLAPANSKY/SLAPANSKY, AKTUELLE KUNST, noch bis 19. Juni 2005 aus.

Weltlochkameratag

Was gibt es doch alles für Veranstaltungen, von denen man nur durch Zufall erfährt. Bereits zum 5. Mal jährte sich der Weltlochkameratag. Am 24. April 2005 hatten sich wieder Fotografen aus 43 Ländern aufgemacht, um ihre spezielle Sicht der Welt in ihre Schachtelkameras einzufangen. Die über 1000 Aufnahmen können betrachtet werden unter www.pinholeday.org



Aus diesem Anlaß erinnern wir an den Würzburger Künstler CHARLY HORNUMG (1953-2003), der sich zeitlebens mit dieser Art der Fotografie auseinandergesetzt hat.

Das Bild stammt aus der Serie »Fremdes Land«. Lochkameraaufnahme mit umgebauter Polaroidkassette. Indonesien 1997

TAG DES OFFENEN ATELIERERS 07. UND 08. MAI 2005

ANNASTRASSE 14

Samstags 10.00 bis 18.00 Uhr

Sonntags 10.00 bis 18.00 Uhr

WORKSHOP AUF DER ALM 03. BIS 10. SEPT. 2005

STEIERMARKE · NIEDERES TAUERNGEBIET

Anmeldeschluss am 20. Juli 2005



SKULPTURENGARTEN
IMMER GEÖFFNET

LEHRITTER  **HOFMANN**
STEINMETZWERKSTÄTTEN
OBJEKTE AUS STEIN

Annastraße 14 · 97072 Würzburg ·
Tel. 0931 / 5 48 52 · Fax 0931 / 57 10 89
www.steinmetz-lehritter.de



KELTEN UND GERMANEN



DIE NACHBARN DES
RÖMISCHEN LAGERMARKTBREIT

Museum
Malerwinkelhaus
Marktbreit



Ab dem 11. September wird die Dauerausstellung im Museum Malerwinkelhaus um ein „Römerkabinett“ erweitert. Dieses zeigt das Leben und Wirken der römischen Legionäre auf dem Kapellenberg.

